This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lit 1075.25

Löwenstein
Wit and Humor

3 2044 019 843 903

LE 1075.25

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
FRANCIS BROWN HAYES
Class of 1839
OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Witz und Humor.

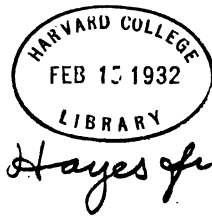
Theorie und Praxis.

Von

Dr. A. Löwenstein.

Stuttgart, 1877.
Richter & Kappler.

Lit 1075.25



Hayes fund

Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.

J

Inhalt.

	Seite
Der Witz	1
Das Wortspiel	18
Der Klangwitz	22
Das eigentliche Wortspiel, das Sinn-Wortspiel	39
Die Antithese	71
Das Bild. Die Allegorie	96
Die Parodie	136
Der witzige Unsinn	161
Der Humor	172

Der Witz.

Unter den mannichfachen Kräften und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nimmt der Witz unstreitig eine der ersten Stellen ein. Er ist eine der seltensten Gaben, mit denen die Natur das menschliche Gehirn gesegnet hat. Er ist aber auch eine der räthselhaftesten Erscheinungen auf dem Gebiete des seelischen Lebens, und viele philosophischen Weisheitszähne sind an den Versuchen, diese harte Nuß zu knacken, zu Grunde gegangen, oder haben sich als hohl erwiesen.

Was ist Witz? Wie entsteht der Witz, was geht vor in dem Laboratorium des Kopfes, in dem Zeughaus der Gedanken? In welchen Formen kommt er zum äußern Ausdruck, in welcher Weise und mit welcher Wirkung geht er ein in die Seele des Andern?

Man hat zur Besiegung der Schwierigkeiten Hülfstruppen aus dem Reiche der Etymologie be- und zusammengezogen. Die Sprache ist ja meist bemüht, durch das Wort den Begriff zu decken. Man hat in den Fundgruben vergleichender Sprachforschung gebohrt und seine analogischen und logischen Schließmuskeln vielfach in Thätigkeit gesetzt. Witz soll von „Wissen“ kommen, oder von „weise“. Aber wie viele Vielwisser gibt es, wie viele Weise, die von Witz nichts wissen, ja, von Witz nichts wissen wollen, und wie viele Witzige gibt es anderseits, bei denen das Wissen den Alibi-Beweis nicht zu führen braucht.

Und wie steht es mit dem Vorwitz und Aberwitz, die mit Witz in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen? Witz von „wetzen„ abzuleiten, wäre so übel nicht, es wäre damit ein gewetzter, geschärfter Verstand bezeichnet, der aber doch wohl mehr dem Scharfsinn angehört, mit dem der Witz allerdings oft verwechselt worden ist. Der Scharfsinn arbeitet langsamer und auf andern Gebieten als der Witz. Der Witz springt, wie Minerva aus dem Kopfe Jupiters, plötzlich, schnell und überraschend hervor. Er kommt und er ist da. Der Scharfsinn geht durch viele Gänge und Kanäle, durch Tunnels und über Brücken, um das Ziel zu erreichen, und der Hörer und Leser muß die verschlungenen, mit allerlei Hindernissen ausgestatteten Wege mitmachen, um das zu Findende zu finden. Wir erfreuen uns an dem geistreichen Produkt des Scharfsinns, der eine Idee, eine Wahrheit aus dem Gedankenschacht hervorholt, die tausend gewöhnliche Geister nicht suchen, geschweige finden würden, an dem entzifferten X, für dessen Lösung dem mathematischen Alltagsverstand die nothwendigen Faktoren fehlen. Wir bewundern die Schärfe, die Genialität, die Originalität, aber wir empfinden nicht jenes Prickeln, jene eigenthümliche Befriedigung, die uns der Witz erregt.

Lichtenberg hat den Scharfsinn mit einem Vergrößerungsglas, Witz mit einem Verkleinerungsglas verglichen. Bodmer nennt (überaus schmeichelhaft!) den Witz die Krätze des Geistes. Kant erklärt den Witz für die Gabe, an unähnlichen und einander entlegenen Dingen Aehnlichkeiten zu entdecken, während der Scharfsinn darin bestehe, an ähnlichen Dingen die Unähnlichkeiten aufzufinden. Weber sagt: „Der Witz ist schnell denkender, schnell spielender Verstand, eine elektrisch wirkende Kraft, die nicht mühsam sucht, sondern findet und erfindet.“ Jean Paul will den Witz als sinnlichen Scharfsinn, den Scharfsinn als abstrakten Witz bezeichnen. Damit ist wenig gewonnen, noch weniger aber durch Schlegel, der, ebenso

geistreich wie unverständlich, Witz „fragmentarische Genialität“ nennt.

Die Begriffe „sinnig, sinnvoll, geistreich, tiefsinnig“ (nicht im pathologischen Sinne des Worts) 2c. sind schwerer unter einander zu unterscheiden und abzugrenzen, als von dem Prädikat „witzig“. Die Forderung: „A Jésuite jésuite et demi“ ist sinnig. Galen's Bemerkung, daß eine halbe Wahrheit gefährlicher als ein ganzer Irrthum, ist geistreich. Sinnvoll ist die Aeußerung Chamfords: Es ist ein großer Triumph der Wahrheit, daß die Lüge, um etwas zu gelten, den Schein der Wahrheit annehmen muß. Napoleon I. warf einem hochaufgeschossenen Offiziere, der sich ihm gegenüber zu überheben schien, die pikante Bemerkung an den Hals: Sie scheinen sich etwas darauf einzubilden, daß Sie einen Kopf größer als ich; noch einen Augenblick, und der Unterschied verschwindet. Die Bemerkung ist geistreich, aber nicht witzig.

Auch der Meinung Jean Paul's kann man nicht beitreten, wenn er sagt: Witz findet das Verhältniß der Aehnlichkeit, d. h. theilweise Gleichheit unter größerer Unähnlichkeit versteckt, der Scharfsinn findet das Verhältniß der Unähnlichkeit, d. h. theilweise Ungleichheit unter größerer Gleichheit verborgen. Der große Humorist führt dies weiter aus, ohne darum glücklicher zu sein, und gibt auch dem Tiefsinn auf dem Gebiete der Vergleichung eine Rolle, die Fähigkeit nämlich, „trotz allem Scheine gänzliche Gleichheit zu finden.“

Ein tieferer Sinn liegt in seiner Bemerkung: „Freiheit gibt Witz, und Witz gibt Freiheit“. „Der Witz ist von Natur ein Geister- und Götterläugner; er nimmt an keinem Wesen Antheil, sondern nur an dessen Verhältnissen; er achtet und verachtet nichts. Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird; der Witz ist ein bloßes Spiel mit Ideen. Er will nichts als sich und sein Spiel; seine Spiele sind Blasen, die zerspringen, sobald man sie gesehen hat; er überrascht nur

einmal; kennt man seine Spitze, so ist sie schon abgestumpft.“ Und weiter sagt er: „Wenn der Geist sich ganz frei gemacht hat; wenn der Kopf nicht eine todte Polterkammer, sondern ein Polterabend der Brautnacht geworden; wenn zwar ein Chaos da ist, aber darüber ein heiliger Geist, welcher schwebt; wenn in dieser allgemeinen Auflösung, wie man sich den jüngsten Tag außerhalb des Kopfes denkt, Sterne fallen, Menschen auferstehen und Alles sich unter einander mischt, um etwas Neues zu gestalten, — wenn dieser Dithyrambus des Witzes, welcher freilich nicht in einigen kargen Funken eines geschlagenen todten Kiesels, sondern im schimmernden Fort- und Ueberströmen einer warmen Gewitterwolke besteht, den Menschen mehr mit Licht als mit Gestalten füllt: dann ist ihm durch die allgemeine Gleichheit und Freiheit der Weg zur dichterischen und philosophischen Freiheit und Erfindung aufgethan.“

Carrière meint: „Der Witz ist das Vermögen, solche Aehnlichkeiten aufzufinden, die für die gewöhnliche Ansicht gar nicht vorhanden sind und ganz entlegene Dinge auf eine überraschende Weise unter einen gemeinsamen Gesichts- und Brennpunkt zu bringen.“ Die Definition des Witzes als Vermögen, entfernte oder versteckte Aehnlichkeiten aufzufinden, ist durchaus nicht zutreffend oder erschöpfend. Auch die Wissenschaft sucht Aehnlichkeiten auf. Auch die Gruppenbildung, die Eintheilung nach Genus und Species beruht auf diesem Princip. Die lateinische und griechische Grammatik, die Lexikographie hat noch Niemand witzig gefunden. Nach Stahr ist die Gabe des Witzes eine Fertigkeit, „mit überraschender Schnelle mehrere Vorstellungen, die nach ihrem innern Gehalt und Zusammenhang, dem sie angehören, einander eigentlich fremd sind, zu einer scheinbaren Einheit der Zusammengehörigkeit zu verbinden.“ Schiller charakterisirt ihn poetisch:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott!

Es stimmt dies so ziemlich mit der Aeußerung Kuno Fischer's, „daß dem Witz das Organ der Ehrfurcht fehle." Fichte sagt: „Der Witz ist ein Götterfunken, der nie zur Thorheit herabsteigt, er wohnt ewig in der Idee und läßt nicht von ihr, — er ist der rächende Blitzstrahl der Idee, der jede Thorheit, selbst in der Mitte ihrer Freunde, zu Boden schleudert, wie der Pfeil des Ulysses die tobenden Freier Penelope's." Ewald Hecker stellt den Witz, seinem Inhalte nach, auf keine sehr hohe Stufe, „indem bei ihm das angenehme Gefühl (in der Regel) ohne Betheiligung sittlichen Wohlgefallens zu Stande kommt." Wie, nach seiner Meinung, die komische Empfindung aus Unlust und Lust hervorgeht, so entsteht beim Witz „die Unlust wie die Lust aus zwei Vorstellungen, deren Unvereinbarkeit und doch wiederum mögliche Vereinbarkeit mit einander die Quelle der Gefühle bildet." „Der Witz, meint er, regt unsere Interessen viel weniger an, als alle übrigen Formen des Komischen, was ihm übereinstimmend scheint mit dem Satze Jean Paul's: „er achtet nichts und verachtet nichts, Alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird."

Alle diese Bemerkungen und Erklärungen sagen viel, aber nicht Alles. Der Witz ist eine so eigenthümlich geartete geistige Creatur, daß sie den Bemühungen, sie anatomisch zu seciren oder darzustellen, spottet, daß sie den ohnmächtigen Menschenwitz verlacht, der den losen, ungebundenen, freien, ausgelassenen Witz in logischen, fein gesponnenen Definitionsnetzen einfangen will. Dennoch ist solchen Definitionsjagden in den Wäldern der Sprache und des Gedankens ihr Werth nicht abzusprechen. Theodor Vischer rückt dem räthselhaften Wesen stark auf den Leib. Er sagt: „Das Subjekt holt aus der unendlichen Welt des Vorstellbaren durch einen Sprung eine Vorstellung aus einem ganz entlegenen Kreise herbei und wirft sie mit der des vorliegenden Gegenstands plötzlich in einen Gedankenzusammenhang. Das Weglassen aller Mittelglieder, das noth-

wendig die größte Kürze des Ausdrucks fordert, spannt den Widerspruch auf die Spitze. Auf derselben Spitze aber springt ein Punkt hervor, durch welchen die entlegene Vorstellung mit der vorliegenden in eine scheinbare Einheit sich zusammenfaßt, und so entsteht, wie Jean Paul sagt, der ästhetische Lichtschein eines neuen Verhältnisses, indeß unser Wahrheitsgefühl das alte fortbehauptet, und durch diesen Zwiespalt zwischen doppeltem Scheine jenen süßen Kitzel des erregten Verstandes unterhält, der im Komischen bis zur Empfindung steigt."

Sehr schön sagt Jean Paul: „Der Witz ist der verkleidete Priester, der jedes Paar traut." Er ist der Schmied zu Gretna-Green, der lauter Paare traut, deren Trauung die Verwandten nicht dulden wollen. Es ist keine Heirath aus Neigung, sondern eine reine, wenn auch ungewöhnliche Verstandesheirath, bei der sich zwei Theile verbinden, die ihren landläufigen Eigenthümlichkeiten nach gar keine, oder nur wenige Beziehungen zu einander haben und anscheinend nicht für einander geboren sind. Ja, je weniger Vergleichspunkte die Dinge bieten, je mehr sie sich vor der unnatürlichen, unsympathischen Verbindung sträuben, desto schlagender und nachhaltiger ist die Wirkung des einenden Witzes. Was nahe liegt, ist — nicht weit her. Grade das Entlegene, das Weitabliegende, für den gewöhnlichen, hausbackenen Menschenverstand Unähnliche und für immer Getrennte reizt seine verbindende Neigung, seine angeborene Kuppelsucht. Das Entfernte und Fremdartige will er näher bringen, assimiliren, naturalisiren, das Dunkele sinnvoll erleuchten, das sich Hassende will er zur Liebe zwingen, die ungleichnamigen Pole zur Anziehung heranziehen. Das ist seine Fähigkeit, ist sein Beruf. Weit aus spannt er seine electrischen Drähte, um seine blitzenden Funken herauszuziehen. Für ihn gibt es keine Entfernung, keine Trennung. Er dekretirt die Zusammengehörigkeit, die Verwandtschaft der Dinge. Er findet den einheitlichen Hut, unter den

er die verschiedensten Köpfe bringt. Modernes und Antikes schmelzen in seinem Schmelztiegel zu einem schimmernden Amalgam zusammen. Feuer und Wasser erwählen und vermählen sich zu einer plötzlich losplatzenden Explosion. Das Kleine stellt sich neben das Große, ungenirt und ohne Rücksicht auf die klassische Frage, si parva liceat componere magnis. Er ist der Orpheus, der Berge und Felsen bewegt, das Oberonshorn, das Menschen und Welten tanzen läßt nach seiner Pfeife. Der Witz kennt keine Grenzen. Er hat ein passe-partout. Kein Weg ist ihm verboten, keine Thür ist ihm verschlossen. Er macht keinen Unterschied in den Dingen, aber er sucht die Unterschiede auf. Er stellt die Dinge neben einander, um sie zu trennen, er reißt sie aus einander, um sie zu verbinden. Er löst Alles in Atome und vereinigt diese zu neuen Weltsystemen. Er greift dem Adler in die Fänge, um ihm die Nachteule gegenüber zu stellen; er commandirt eine Compagnie Katzen zu einer Katzenmusik bei den Löwen des Tages. Er verbindet, wenn er giftig sein will, die giftigsten Stoffe zu einem Recipe, um das Zwerchfell zu erschüttern, das Trommelfell zu erweichen und das dicke Fell zu kritischen Abschuppungen zu zwingen, respective blau anlaufen zu lassen. Er hat für das letztere beständig seinen Knotenstock und seine Satyrgeißel in Bereitschaft. Er setzt sich auf das Flügelpferd sententiöser Gedanken, auf's hohe Pferd humoristischer Weltanschauung, auf's Schaukelpferd spielenden Scherzes, auf's Schlachtroß geharnischter Wahrheit und gerüsteter Freiheit.

Der Witzesbronnen schöpft sich nie leer. Dem Witz gehört die Welt, mit Allem, was da kreucht und fleugt, was ist, was war und was sein wird. Sein ist das Leben des Einzelnen, wie das der Gesammtheit. Wie viele Aehnlichkeiten schon gefunden, der Witz wird immer vollauf zu thun haben. Wie viele Ungereimtheiten schon aufgedeckt, wie viele Schwächen und Gebrechen schon gegeißelt und an den Pranger gestellt,

der Witz zieht immer Neues vor sein Forum, oder weiß für das Alte eine neue Form zu finden, neue Gedanken-Wendungen und Windungen, neue Gestaltungen in Wort und Bild. „Ueberall in der Menschenwelt," sagt Kuno Fischer, „ist das Schöne mit dem Häßlichen gemischt, und Jeder trägt seinen Thersites an sich und in sich." Das ist ein Meer, das nimmer versiegt. Die Tertia comparationis sind unendlich, je reicher das Wissen, desto fruchtbarer und umfassender der Witz.

Wie in der sinnlichen Welt das Aehnliche etwas Komisches hat, so auch in der Welt der Ideen. Zwei Menschen von frappanter Aehnlichkeit, selbst wenn es Brüder sind, haben etwas Komisches, sie sehen sich, wie man zu sagen pflegt, lächerlich ähnlich. Auch der Affe, der den Menschen copirt, macht einen komischen Eindruck. Die Aehnlichkeit in Sprache, Organ und Geberde erregt Lachen, daher das beliebte Nachahmen und Copiren bekannter Persönlichkeiten immer ein lustiges, dankbares Publikum findet. Aber noch stärker ist die Wirkung des Contrastes. Das Kind mit der Physiognomie des Erwachsenen, der Mann mit dem Gesicht oder der Figur eines Kindes, der Confirmande mit dem Cylinderhut des Gentleman, der Bär, der tanzend den Graziösen spielen will, sie alle sind von tief komischer Wirkung. Was hier für die sinnliche Anschauung geschieht, das thut der Witz für die geistige. Er führt im Reiche der Ideen die Gegensätze zusammen, er vereinigt die Contraste, er versöhnt und vermittelt die Antipoden, er macht das Unähnliche ähnlich. Selbst im Contrast liegt ein gewisses Aehnlichkeitsverhältniß, das der Witz ans Licht zieht und mit seiner Fackel beleuchtet. Schwarz und Weiß sind sicherlich Contraste, aber der Witz zeigt, daß sie die Farbe, oder vielmehr die Abwesenheit der Farbe gemein haben, er findet den Punkt, in dem sie zusammentreffen. Rothschild und der Proletarier stehen sich gewiß sehr fern, aber dem Witz treffen sie in dem Punkte der äußersten Entfernung vom Mittelpunkt zu-

sammen. Das Extrem ist das Medium der Aehnlichkeit, die Axe, die die entgegengesetzten Pole verbindet. Der Witz hat es also ebenso mit der Aehnlichkeit wie mit dem Unterschiede zu thun. Der Witz *vergleicht*, der Witz *verähnlicht* das Ungleiche.

Der *spielende Scherz* ist dem Witz als Spielgenosse gegeben. Er spielt mit Worten und Klängen, mit Gedanken und Begriffen, mit Zuständen und Menschen, mit Königen und Päpsten. Er spielt, wie ein munterer Knabe, der seinen farbigen Ball in die Höhe wirft und sich an der drehenden Bewegung, an den neuen und immer neuen Farbencombinationen ergötzt. Er setzt, wie ein Turner, mit einem Satze über die Mauer regelrechter Satzfolge, er überspringt mit Kühnheit und Keckheit die Schlagbäume logischer und grammatischer Consequenz und ist unversehens am Ziele, um aus der Hand des Geistes den Olympischen Kranz in Empfang zu nehmen. „Er geht nicht schrittweise," sagt Kuno Fischer, „sondern, frei von der Richtschnur und Fessel des gewöhnlichen Denkens, im Widerspruch mit der Hausordnung und den Hausgesetzen des Geistes, holt er wie im Fluge seine Vorstellungen herbei und verknüpft sie unmittelbar. Was noch nie vereint war, ist mit einemmale verbunden, und in demselben Augenblick, wo uns dieser Widerspruch noch frappirt, überrascht uns schon die sinnvolle Erleuchtung. Es ist ein Punkt, in welchem jene einander fremden und widerstreitenden Vorstellungen unmittelbar zusammentreffen und sich in einem Urtheile vereinigen. Hier hat der Witz seine Kraft und Wirkung. Es ist der Augenblick seiner Vollziehung. Dieser Punkt des Zusammentreffens ist der Treffer im Witz, die Spitze desselben, die *Pointe*." Die Pointe ist die Frucht der ehelichen Verbindung, die der Priester „Witz" einsegnet, und — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sollt ihr erkennen, ob die Ehe eine glückliche. Die Pointe ist das punctum saliens witziger Thätigkeit und prickelnder, stechender, zwerchfellerschütternder Wirkung. Irgendwo

ſtoßen die contraſtirenden Vorſtellungen, wie Wolken, zuſammen, und entwickeln den electriſchen Funken, und entladen den Witzesblitz.

Das Spielen giebt dem Witz ſeine Eigenthümlichkeit und ſeinen Werth. „Der Witz iſt ein bloßes Spiel mit Ideen," ſagt Jean Paul, und Kuno Fiſcher: „Der Witz iſt ein ſpielendes Urtheil." Der Witz muß ſpielen, aber er muß mit Geiſt ſpielen, es muß ihm mit dem Spielen ernſt ſein. Er hat ein Spielrecht, ein Spielpatent, das ihm kein Moraliſt, kein Staatsgeſetz ſtreitig machen kann. Sein Spielreich iſt ohne Ende. Er ſpielt mit allen Dingen, er ſpielt mit allen Karten. Er ſpielt mit dem Leviathan des Weltmeers und mit dem Luſtboot der Spree, mit dem Rothſchild der Berge, wie mit dem Chimbaraſſo der Bankiers. Er ſchüttelt die Gegen- und Zuſtände durch einander wie in einem Kaleidoſkop, um immer neue Daſeinsformen zu geſtalten. Er ſtellt die Dinge auf den Kopf, indem er das Entlegene aus Zeit und Raum heranzieht, Vorhandenes unterſchlägt, Niedageweſenes mit dem Moſesſtabe aus dem Felſen der Phantaſie herausſchlägt, Alles zuſammen- wirft und würfelt, ein buntes In- und Durcheinander, eine ſo liebliche Confuſion erzeugt, daß der Verſtand ſtutzig und verdutzt ſtille ſteht und durch eine lachende Thätigkeit auf Augenblicke das Gefühl der Verlegenheit, der Ueberrumpelung kund gibt. Er läßt ſeine prächtigen Leuchtkugeln ſteigen, daß das innere Auge des Beſchauers ihnen mit Vergnügen folgt, ſie zeitweilig für Sterne hält und ſich noch der lieblichen Täuſchung freut, wenn die Pſeudoſterne plötzlich platzen und ſich in einen Schein oder gar in Nichts auflöſen.

Das Spielen iſt ein Hauptmerkmal des Witzes. Es iſt die Lebensluft, in der er athmet. Es ſetzt jene Heiterkeit des Geiſtes, jene Ungebundenheit und Sorgenloſigkeit voraus, die ſich über den Ernſt erhebt, die ſich losmacht von den Feſſeln der Form und der Convenienz, von jeder niederdrückenden,

beengenden und beläſtigenden Empfindung, jene glückliche Stimmung, die ſich gehen und Alles, was ſie ſtört und beeinträchtigt, fahren läßt. Wie die Muſen inter arma ſchweigen, ſo ſtreckt der Witz das Gewehr, wo er nicht ſpielen darf, wo ihm die volle Freiheit fehlt, wo er ſich den Geſetzen der Etikette unterwerfen, das Wort auf die Goldwage legen, wo er peinlich jeden Uebrrgriff vermeiden muß, wo die ſcharfe oder gar böswillige Kritik als überwachende Polizei ſeinem Worte lauſcht und jeder zweifelhaften Aeußerung einen Geſetzesparagraphen der Sitte, der Moral, der Uſance vor- und entgegenhält. Der Witz will bei ſeiner ſpielenden Thätigkeit von ſtrenger Disziplin nichts wiſſen. „Der Witz," ſagt Weber, „bleibt immer ein Kind wie Amor, das keine ſtrenge Erziehung verträgt, und, wenn Vater Verſtand es zu genau nimmt, zur Mutter Phantaſie läuft, die nichts von Regeln weiß, ihn vollends verzärtelt, oder dem Vater wieder überliefert, wo dann das Kindlein an der Erziehung ſtirbt."

Der Witz geſtattet nicht nur, er verlangt einen gewiſſen Muthwillen, eine Ungebundenheit, die jede Feſſel, jede Beengung abſtreift, die von jeder Rückſicht ſich losmacht und bis zur Ausgelaſſenheit ſich erhebt. Der Witz iſt frei, der Witz macht frei. Nur wer über die Welt erhaben iſt, darf mit der Welt ſpielen. Die unfreie, gehemmte Stimmung, das beengte und bedrängte Selbſtgefühl läßt den Witz ebenſo wenig aufkommen, wie der unfreie Staat. Nur der freie Mann, der in der Freiheit lebt, und in dem die Freiheit lebt, iſt für den Witz gemacht, wie der Witz für ihn. Wer ſich die Freiheit nimmt, *gegen* die Freiheit, gegen die ſchrankenloſe Fortentwickelung des Geiſtes anzukämpfen, wird mit ſeinem Witz nicht weit kommen. Er iſt ſeine eigene Caricatur. Der Witz, als die höchſte, mindeſtens als eine der höchſten geiſtigen Potenzen, verträgt ſich nicht mit Beſtrebungen, die als Hemmſchuh an den Geiſt ſich hängen, und kann ſich niemals ſolchen rückſchraubenden Tendenzen als

Helfershelfer hergeben, wenn er nicht seiner innersten Natur untreu werden soll. Derartiger Witz geht auf Krücken, und mit Krücken kann man nicht spielen, kann man keine Sprünge machen.

Alles, was frei macht, begünstigt die Entfaltung des Witzes. Das studentische Leben und Streben, das keine Schranke kennt, das in vollem Selbstgefühl seiner absoluten Unabhängigkeit vor den tollsten Streichen nicht zurückschreckt, gibt dem Witz den allerweitesten Spielraum. Was außerhalb seines Kreises steht, gilt dem Bruder Studio als Philisterium, und hier findet der Witz, in den wirklichen oder angedichteten Schwächen und Gebrechen, Anschauungen und Meinungen, Strebungen und Zielen eine reiche Quelle für seine sprudelnden Lebensäußerungen. Die Rücksicht steht nicht in seinem Wörterbuch. In boden- und schonungsloser Rücksichtslosigkeit schleudert die heitere Studentenlaune ihre witzigen Pfeile, und Cerevisia hilft den Bogen spannen. Aus dem Haupte des Gambrinus springt der Witz, eine Minerva im Quadrat, und mit dem harmlosen Salamander fraterniſiren nicht selten die giftigsten Mosquitos. Ebenso läßt auch Bacchus dem Witz seine geburtshülflichen Dienste angedeihen. Der Wein löst die Zunge, und im Wein ist Wahrheit. Diese beiden Qualitäten kommen dem Witz entschieden zu Statten. Sie gestatten die rasche und freie Bewegung der geistigen Elemente und ihr ungehemmtes Nachaußenstreben, und in dieser ungetrübten Atmosphäre feiert der Witz seinen Geburtstag und seine — Bacchanalien. Der Wein steigert das Selbstgefühl und befreit es von allem bindenden Ceremoniell, von allem Apparat rücksichtsvoller Diplomatie, gesellschaftlicher Heuchelei, von allen Gedanken und Empfindungen, die seine monarchische Souveränität beschränken. So darf der freie Geist beim perlenden Champagner seine schönsten und theuersten Witzperlen steigen lassen, die um so theurer und werthvoller werden, je größer die Zahl der gleichsinnten,

heitergelaunten und witzempfänglichen Seelen an der Tafel des sprudelnden, materiellen und geistigen Spiritus, und je mehr der rauschende Beifallssturm dazu beiträgt, das bereits hochstehende Queckſilber des Selbſtgefühls noch um diverſe Grade in die Höhe zu treiben.

Der Witz hat ſein eigenthümlich gebautes Sehorgan. Er ſieht andere Dinge oder er ſieht die Dinge anders. Die landläufigen Regeln der Logik und Ideenverbindung ſind für ihn nicht vorhanden. Er hat ſeine eigene Denkform, ſeine ſpezifiſche Gedankenbildung. In heiterer oder ernſtheiterer Laune, der irdiſchen Laſten entbunden, ſitzt er wie Jupiter in ſeinem Olymp und ſchleudert ſpielend ſeine jovialen Blitze. Er ſpielt in drolliger Weiſe mit den idealen Kindern ſeines Geiſtes, die er ſich ſuchen und finden, jagen und fliehen, zu originellen Ringeltänzen ſich verbinden läßt. Und wie das Wort das Kleid des Gedankens iſt, ſo weiß der Witz die Kinder des Gehirns ganz eigenthümlich anzuziehen, in buntſcheckige Jacken, in vielfarbige ſchillernde Röcke und Säcke, bald Roccoco bald Renaiſſance, modern oder antik, immer aber ſo, daß das Auge des Andern an der Garderobe ſeine Freude hat, und ſein Urtheil in Lächeln oder Lachen ſich auflöſt oder verkörpert. Dieſe Kleidung ſitzt ziemlich knapp um den Leib, das Weite und Breite, das Hängende und Schlobbernde kann der Witz nicht leiden. Mit anderen Worten drückt dies Jean Paul aus: „Kürze iſt der Körper und die Seele des Witzes, ja er ſelbſt.“ Kurz und ſchlagend ſagt der Witz, was er ſpielend denkt und wie er denkend ſpielt. Aber er ſagt dies in einer beſtimmten Form, ja oft iſt es nur die Form, die dem Gedanken die Witz-Verdienſtmedaille verleiht. Schon Tauſende von Menſchen haben die Eiferſucht für ein böſes Uebel erklärt und damit weder etwas Neues noch etwas Geiſtreiches geſagt. Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu, aber ewig neu bleibt

auch Schleiermachers Witzwort: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“

Auf dem Boden des gesteigerten Selbstgefühls pflückt der Witz vom Baum der Erkenntniß spielend seine Früchte, ja sie fallen ihm mühelos in den Schooß. Wie diese Früchte von ungleichem Geschmack und Werth, so werden sie auch in verschiedenen Schalen der Welt präsentirt. Nicht immer sind es goldene Früchte in silbernen Schalen. Die glänzende Schale kann blitzen und schillern, blenden und täuschen, immer wird der Werth durch den Kern bestimmt werden, durch den gedanklichen Inhalt des witzigen Produkts. Mit Recht sagt Kuno Fischer: „Je spielender das Urtheil und je urtheils- oder gedankenvoller das Spiel, um so höher steht der Witz. Er steht um so niedriger, je weniger eindringend, erleuchtend, gedankenvoll das Urtheil ist, je mehr es auf der Oberfläche der Vorstellungen spielt.“ Der Witz läßt sich darüber keine Vorschriften machen, wie er die Gedanken spielen, wie er sie gegen einander stoßen und schlagen lasse, um einen Funken, eine Pointe zu erzeugen. Aber spielen müssen sie und eine Pointe muß vorhanden sein. Beide Bedingungen sind Lebensbedingungen des Witzes, die in einer bestimmten organischen Form zum lebendigen Ausdruck kommen. Das Wortspiel, die Antithese, die Parodie, die Allegorie sind ganz eigenthümliche Formen, in die der Witz seine Gedankenspiele gießt. „Der ästhetische Witz, sagt Jean Paul, der verkleidete Priester, der jedes Paar copulirt, thut es mit verschiedenen Trauformeln.“ Bald ist es ein flüchtiger Vergleich, der den Witz reizt, bald fühlt er sich veranlaßt, tiefer in die Dinge einzugehen, das gedankliche Metall aus der Tiefe hervorzuholen, ganze Bilderreihen zu einer kleinen Gallerie zu vereinigen, je nach seiner Spiellaune und den Eigenschaften des Materials, das sich seiner Gestaltungskraft darbietet, Darnach wählt er bald die eine, bald die andere Form. Jede Form hat ihre bestimmten Merkmale, ihre charak-

teriſtiſchen Kennzeichen. Bei jeder einzelnen Form läßt ſich dem Witze nachweiſen, wie er trotz all ſeiner Freiheit und Ungebundenheit, wenn auch unbewußt, doch nach gewiſſen Grundſätzen verfährt und an beſtimmte Geſetze gebunden iſt. Das iſt die Ironie, die dem „freien“ Witz, ſchalkhaft und ſchadenfroh ein Geſicht ſchneidet.

Der Witz, der behaglich an dem geiſtigen Webeſtuhl ſitzt, die Schiffchen hin und her fliegen läßt und die bunten Gedankenfäden zu einem eigenthümlichen Gewebe zuſammenſchießt, der Witz hat mehr als alle anderen Geiſtesthätigkeiten die Neigung, ſein Fabrikat auch Anderen mitzutheilen. Auch die große Welt ſoll ſich an den Spielen des Genius erfreuen. Ihre Freude an den Aeußerungen des Witzes iſt größer als an anderen Geiſtesproduktionen, ſchon weil ſie eine unmittelbare und aus kurzen Worten gezogene iſt. Der Satz iſt kurz, der Sinn iſt lang; drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer! Die Freude iſt aber auch qualitativ eine andere. Sie beruht auf einer eigenthümlichen, im Moment eintretenden äſthetiſchen Befriedigung. Wie wir dem Kindesſpiele folgen, uns an der Kindesnatur erfreuen und ſelbſt mit den Kindern Kinder werden, ſo folgen wir den Gedankenſpielen des Witzes mit wonnigem Behagen, wir werden in das Spiel hineingezogen, wir ſpielen mit, wir ſpielen dem tändelnd ſchaffenden Witze nach, wir fühlen uns, wie dieſer ſelbſt, befreit, erhoben, von der Außenwelt losgelöſt, und empfinden den vollen, concentrirten Genuß eines in hohem Maße geſteigerten Selbſtgefühls, das ſich auf das Zwerchfell reflektirt und oft in lautem Lachen zum unwillkührlichen Ausdruck kommt. Die Aeußerung folgt der Empfindung der Freude auf den Fuß, ſo unmittelbar, daß von einem Gefühl der Unluſt, wie es Hecker, als der Luſt vorausgehend, annimmt, ſicher nicht die Rede iſt. Neidlos gönnen wir dem ſchaffenden Witz ſeine Erhabenheit, durch die wir uns in unſrer Beſchränkung nicht bedrückt fühlen, wir

haben vielmehr einen Theil unsrer Befriedigung auf die Bewunderung des menschlichen Geistes überhaupt zu schreiben, der ja auch in uns thätig ist und der Freude eine kleine egoistische Dosis beimischt.

Wenn wir den schaffenden Witz in seiner Werkstätte aufgesucht, so haben wir den geschaffenen Witz in seiner Wirkung auf den aufnehmenden Geist zu untersuchen, um daraus gewisse Bedingungen herzuleiten, die wir dem in dieser oder jener Form nach außen auftretenden Witz aufzuerlegen haben. Auch dem witzigen Produkt hat die Sprache die Bezeichnung „Witz" gegeben. Wir sprechen von „einem" Witz, wir nennen diesen oder jenen Witz einen guten, einen gesuchten u. dgl. Es gibt nur wenig Menschen, die für den Witz unempfindlich sind. Bei der großen Menge ist es dabei auf starke Zwerchfellerschütterungen abgesehen, doch sind diese weder Zweck noch Maßstab für den Werth des Witzes. Immerhin muß er einen geistigen Kitzel erzeugen, der auch wohl zu heftigen Zwerchfellbewegungen führt, öfter aber nur ein Prickeln, ein leises Zucken der Mundwinkel, ein Lächeln, eine heitere Erregung zur Folge hat. Das Plötzliche, das Unerwartete, das Ueberraschende wirkt auf den Hörer, den Aufnehmenden, ein. Er erwartet ein Kleines, und das Große packt ihn, er erwartet ein Großes und empfängt aus dem „Parturiunt montes" die lächerliche Maus. Sein gewöhnlicher Menschenverstand wird von dem ungewöhnlichen überwunden. Er ist erfreut, sich aus der Alltagsbahn des gewohnten, landläufigen Denkens und Schließens heraus- und unvorbereitet zu einem Ziele hingedrängt zu sehen, das weitab vom Wege zu liegen schien! Der Spannung folgt die Lösung, dem blitzartigen Aufzucken das Zucken der dem Lachen dienenden Muskeln. Darum muß die Pointe eine scharfe sein, am rechten Orte stehen und zur rechten Zeit kommen, das Stadium der Spannung darf sich nicht zur

Ungebühr verlängern, und vor allen Dingen müssen die Glieder des Witzes hell beleuchtet und dem Verständniß nahe gebracht sein. Der Witz ist nicht für die Auserwählten, für die wenigen Vielwisser gemacht. Werden die Anspielungen, die Vergleiche und Bilder nicht, oder nicht vollständig verstanden, so geht die Wirkung, oder doch die volle Wirkung verloren. Der Witz will ohne Commentar genossen sein. Die leichte Erkennbarkeit des Tertium comparationis ist das Primum aller witzigen Darstellung.

Der Witz ist der Gleichmacher, der Aequator der Gesellschaft. Wie er die Furchen der Sorge und des Alters ebnet, so plättet er auch der steifen aristokratischen Würde die Falten aus und läßt die Unterschiede des Standes, des Berufes, des Könnens und Wissens verschwinden. Wie die Freiheit seine Parole, ist die „Gleichheit" sein Feldgeschrei. Der Witz ist Sozialist und Communist. In die Schätze, die er bietet, dürfen sich Alle theilen. Es ist Niemand, dem er die Temporalien sperrt. Denn Salz und Pfeffer würzen die Kost der Kleinen wie das Mahl der Großen, aber keiner darf sich wundern, auch von seinen Schlägen nach Verdienst getroffen zu werden.

Keine Sprache ist so ergiebig für den Witz, wie die deutsche. Börne sagt zwar: „Der echte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie." Aber dieser Ausspruch trifft nicht die deutsche Sprache und gehört glücklicherweise einer überwundenen Zeitperiode an. Mit der dem Deutschen gewordenen politischen Freiheit wird er auch die Minen des Witzes ausbeuten und das kalifornische Gold an den Markt der Oeffentlichkeit bringen. Er läßt den Franzosen die Priorität auf dem Felde des Calembourg, des leichteren und seichteren Wortspiels, aber in Bezug auf den tiefen gedanklichen Inhalt, wie er namentlich im sinnigen

Epigramm und in der Antitheſe zum Ausdruck kommt, darf er dreiſt die höhere Stellung in Anſpruch nehmen. Die Empfänglichkeit für den tieferen Witz, die im deutſchen Volke, und nicht nur in ſeinen höheren Schichten, lebt, wird bei der freieren nationalen Bewegung auch der Produktion des Witzes mehr und mehr Vorſchub leiſten und die Denker des Volkes zu immer höherer Geiſtesarbeit aufrufen für — das Volk der Denker.

Das Wortſpiel.

Der Witz nimmt die Aehnlichkeiten, wo er ſie findet, und ſpielt damit. Er ſpielt mit Worten, er ſpielt mit Bildern, er ſpielt mit Gedanken. Er ſpielt ebenſo mit Welten, wie mit Bällen. Es iſt ihm Alles Spielzeug. Er verknüpft die Dinge nach ihrer äußern Aehnlichkeit und hält ſich auf der Oberfläche, oder er bringt in die Weite und geht in die Tiefe und entwickelt das ſinnreichſte Gedankenſpiel. Der Witz iſt oft Scharfſinn, aber der Scharfſinn erhebt ſich nur dann zum Witz, wenn er eine ſcharfſinnig entdeckte Wahrheit, den in den entlegenſten Dingen gefundenen innern Zuſammenhang ſpielend beleuchtet. Die höchſte Stufe erreicht der Witz, wenn er, ohne frivol zu ſein, mit den tiefſten Ideen ein munteres, ſinniges Spiel treibt.

In dem gewöhnlichen Alltagsleben bietet ſich dem Witz zunächſt das Wort zum Spiele an. Auch am Wort iſt es bald die Außenſeite, die Oberfläche, der Klang, bald die tiefere Wortbedeutung, der gedankliche Inhalt, der in dem Worte liegt, was das witzige Spielen veranlaßt. Im erſteren Fall hat man es mit dem Klangwitz, im letzteren mit dem eigent-

lichen Wortspiel zu thun. Diese Trennung, die der sondernde kategorisirende Geist vornimmt, ist übrigens de facto nur imaginär. Gar häufig fließen die getrennten Theile in Eines zusammen. Der Witz bleibt bei dem sinnlichen Klange nicht stehen, und, ob auch aus der Klangähnlichkeit hervorgegangen, entwickelt sich oft der wortspielende Witz zu neuer Gedankenhöhe, die seine niedere Abstammung leicht vergessen macht. Das ähnlich klingende Wort soll überhaupt nicht zu einem Wortgeklingel führen. Auch der Klangwitz soll und muß einen Inhalt haben und dieser Inhalt ist es, der seinen Werth bestimmt. „Der Wortwitz", sagt Weber, „hat nur dann eine Wirkung, wenn er sich mit einem Sachwitz gattet." Und Jean Paul bemerkt ebenso wahr, als schön: „Es muß zugestanden werden, daß bloßer Witz als solcher, als Abbreviatur des Verstandes, nur abmattend ergötze, sobald er auf seinen bunten Spielkarten nicht etwas Wesentliches, z. B. Empfindung, Bemerkung 2c. zu gewinnen giebt. Der Scharfsinn ist das Gewissen des Witzes, und er erlaubt ihm wohl eine Spielstunde, aber um so verdienstlicher sitzt er selber der nächsten Lehrstunde entgegen."

Das Wortspiel spielt mit Einem oder mit mehreren Worten. Der Witz findet an Einem Wort die Aehnlichkeit mit vielen Dingen heraus und spielt auf dieselbe Weise wie Paganini auf der G-Saite, oder er vergleicht spielend zwei und mehrere Worte, er wirft sie herum und herum, wie der Jongleur seine Bälle steigen und fallen läßt und an den wechselnden Farben, an den optischen Täuschungen, an den plötzlich auftauchenden, verschwindenden und sich wieder erzeugenden Sinneseindrücken und Bildercombinationen sich und Andere ergötzt. Wie bei dem Kaleidoskop werden die Worte zusammengeschüttelt und gerüttelt; es entstehen immer neue Figuren, es wachsen aus der mannichfachen Kreuzung immer neue Wort- und Gedanken-Organismen hervor, die den Sinn erfreuen und dem Geiste

wohlthun. So bemerkt Lotze, tiefer in die Werkstätte der Witzbildung eingehend: „Schon die einfachste Form, der Wortwitz, erfreut durch die Wahrnehmung, daß Worte und Begriffe, ihrer gewöhnlichen Bedeutung entfremdet und willkührlich verknüpft, immer wieder ein zusammenpassendes, im Denken ausführbares Ganze bilden, daß Formen des Großen auf das Kleine, Eigenheiten des Kleinen auf das Große angewandt, ganz unvermuthet wohl zusammenstimmende Verhältnisse geben, daß endlich überhaupt die Elemente der Wirklichkeit aus einander gerissen, zerstampft und durch einander geschüttelt, mit unverwüstlicher Kraft sich immer wieder in anmuthigen und bei aller Willkühr tausendfach an das Wahre erinnernden Gestalten zusammenthun. Nur in dieser heitern Betrachtung der Unzerstörbarkeit des allgemeinen Füreinanderseins der Dinge kann ich den Reiz jener absoluten Komik finden, welche sich die ganze Welt zum Objekt wählt."

Je näher es liegt, mit Worten zu spielen, je dringender das Wort den Witz zum Spielen auffordert, eine desto größere Mäßigung und Mäßigkeit wird er zu beobachten haben. Gerade weil das Wortspiel nahe liegt, gerade weil es oft nur die Oberfläche des Wortes abweidet, ist schon der oberflächliche Geist zu seinem Gebrauch befähigt und geneigt. Es giebt in der That sehr flache Geister, denen das Wortspielen habituell geworden. Sie können kaum zwei Sätze sprechen, ohne mindestens einen Witz zu machen. Und meist gehört dieser zu jener Sorte von Witzen, die man als Kalauer kennt, leichte Artikel, Dutzendwaare, schaal und nüchtern, ohne tiefern Gehalt, und ohne allen Kern, nicht selten mit einer ausgesprochenen Abneigung gegen die Gesetze der Aesthetik und einer eben so unwiderstehlichen Zuneigung zur Zote und zum höheren Blödsinn. Das Haschen und Jagen nach Wortspielen ist aber immer unangenehm, oft widerlich. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Es werden immer unpassende und

weit hergeholte Witze mitunterlaufen, und der Jäger wird bei einer solchen Witzjagd manchen Bock schießen. „Ein gesuchter Witz," sagt Jean Paul, „kann so wenig für gefunden gelten, wie der Jagdhund für das Wildpret." Selbst die bessere Qualität der Wortspiele muß sich den beschränkenden diätetischen Gesetzen unterwerfen. Das Wortspiel ist nur als Compot, nicht als Hauptspeise zu genießen. Es darf nur ein kleiner Bestandtheil einer humoristisch-witzigen Mahlzeit sein. Uebermaaß erzeugt Ueberdruß. Selbst treffender und schlagender Witz verbietet die Häufung. Der Witzcarneval bedarf eines Aschermittwochs. Nach einer lange sich hinziehenden Wüste vernünftiger oder gar hypervernünftiger Gedanken und Sätze wird man sich einer witzigen Oase gern erfreuen. Eben so richtig wie schön empfiehlt Jean Paul „zwischen zwei Sonntagen des Witzes sechs rüstige Werkeltage." Von keiner Form des Witzes gilt diese Wahrheit mehr als vom Wortspiele. Einer so verpönten Häufung von Wortspielen macht sich z. B. Saphir schuldig, wenn er sagt: „Der Mann ist das Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Gerade, wo es sich um das Haupt handelt, da verliert man am ersten den Kopf. Der Kopf ist männlich, das Haupt ist sächlich, das behaubte Haupt aber ist weiblich, und gerade dieses behaubte Haupt besteht auf seinem Kopf und behauptet die Regierung." Ungenirt freilich würde man sich hier und dort wohl die Häufung gestatten dürfen. „Das ist der rechte Mann, der vor dem rechten Mann, am rechten Ort, zur rechten Zeit das rechte Wort spricht." „Auch die Regel, daß es keine Regel ohne Ausnahmen giebt, müßte ihre Ausnahme haben, aber daß es keine Regel ohne Ausnahme giebt, ist eben eine Ausnahme von der Regel, daß es keine Regel ohne Ausnahme giebt."

Der Klangwitz.

Der Klangwitz, der akuſtiſche Witz, das akuſtiſche Wortſpiel, nach Jean Paul Sprach- oder Klingwitz, hat es mit ähnlichen, verwandten Klängen und Anklängen zu thun. Der Witz ſpielt mit den Klängen, die ſchon das Ohr angenehm berühren, aber, durch dieſes Medium hindurchgehend, auch zu einer gewiſſen Erregung und Befriedigung des Geiſtes führen. Es iſt gewiſſermaßen äſthetiſche Muſik, die auf ihn einwirkt. Er nimmt den Schall, die Töne, ſinnlich wahr, aber die Töne pflanzen ſich fort und der Reflex wird zur Reflexion, wenn auch nur zu einer leichten und flachen. „Der abſtracte Witz", ſagt Fiſcher, „ergreift zuerſt das Nächſte, die ſinnliche Verwandtſchaft des Wortklangs, für das Ohr, um durch ſie das Schlaglicht einer Einheit entlegener Vorſtellungen hervorzubringen." Beim Klange eines Wortes fallen ihm nahe verwandte Worte ein, und — raſch ſind ſie unter einen Hut gebracht. Ja, er kümmert ſich dabei wenig um Orthographie und Grammatik, wenn's nur „klappt." Dieſes „Klappende" iſt ſchon in Aſſonanzen, Alliterationen, Reimen wahrzunehmen, und mit Recht nennt wohl Jean Paul den Klangwitz „den alten Bruder des Reims." Auch bei dieſem weidet ſich das Ohr am Gleichklang, und der Witz weiß etwas „draus zu machen". Das klingende Spiel verfliegt, und ein tieferes Nachſpiel vollzieht ſich in der Werkſtätte des Geiſtes. Der Witz hört die verwandten Klänge mit anderem Ohr, er ſucht ſie auf und läßt ſie zu einer Pointe auf einander ſtoßen. Aus je entlegneren Gegenden ſie zuſammengeholt und je mehr ſie gehäuft werden, deſto draſtiſcher iſt oft ihre Wirkung. Steht auch der Klangwitz auf der niedrigſten Stufe des Witzes, ſo hat er doch, wegen ſeiner allgemeinen Verſtändlichkeit, die Eigenſchaft des Volksthümlichen vor allen anderen Formen

voraus, und diese Eigenschaft macht ihn dem Volksredner wie der Posse gleich angenehm, und der Volkswitz weiß vorzugsweise dieses Feld abzugrasen.

Schon im Alltagsgebrauch liebt der Verstand und die Sprache ähnliche Klänge zu combiniren, und wenn sie auch nur einen Buchstaben mit einander gemein hätten. So bilden sich gewisse Phrasen, deren Bestandtheile zu einer ständigen Zusammengehörigkeit verurtheilt sind: Mann und Maus, Kind und Kegel, Haus und Hof, Küche und Keller, Stock und Stein, Sang und Klang, biegen oder brechen, singen und sagen, Handel und Wandel, mit Haut und Haar u. s. w.

Daß der Klangwitz im Irländer einen Irrenden oder Verirrten sieht, daß er Länder und Kalender, Ring und Häring, hysterisch und historisch, reumüthig und rheumatisch zusammenwirft, das beschwert sein orthographisch combinatorisches Gewissen nicht, auch daß er das Imperfectum „betrug" zum Hauptwort avanciren läßt, und einen Schwindler zum Professor der Filoulogie erhebt, macht ihm keine grammatischen, rechtschreiberischen Kopfschmerzen. Ohne alles Bedenken giebt er der Kreuzung, der Vermischung der verschiedenen Sprachen den weitesten Spielraum. Das lateinische Wort erfaßt er, seinem Klange entsprechend, als ein deutsches, und einem deutschen ertheilt er aus eigner Machtvollkommenheit das römische oder französische Bürgerrecht. Er macht aus dem ehemalig Kurhessischen Treter einen traître und tadelt ungenirt einen Wucherer, der für seinen Spiritus 100 Thaler nimmt per Faß — et nefas. Auf die Frage: Wo erkältet man sich am leichtesten? giebt der Klangwitz die unorthographisch richtige Antwort: Von Schwyz nach Zug. Aus Frankreich macht er Krankreich, einen humanen Bürger zählt er zu den Philan-Tropenpflanzen. Viele Festivitäten sind ihm Freßtivitäten. Ein Magnat wird unter seinen Händen ein Magnet. Loyola paßt zu Lola und Lulu, weniger zu „loyal." Verse führen

oft zu Controverſen. Mancher Lehrmeiſter müßte (nach Jean Paul) ein Mehrleiſter ſein.

Vor allen Klängen ſind es die von Namen, die den Wortklangſpieler zum Spielen auffordern. Perſonen, Firmen, Länder, Städte reizen ſeine Spielluſt. Mag man Perſonal- und Lokalwitz wohlfeil nennen, er iſt jedenfalls dankbar, weil er ein dankbares Publikum findet. Er ſchlägt, wenn er den Nagel auf den Kopf trifft, ein und durch, bringt Tauſende von Zwerchfellerſchütterungen hervor und erhält von dieſen ſeine Legitimation. Zur Erreichung einer Wirkung müſſen natürlich die Namen und Beziehungen bekannt ſein. Der Klangwitz, der an die Namen, Thaten und Zuſtände eines ſimplen Familienmitgliedes ſich hält, ſpricht nur pro domo; er verliert nach außen hin ſeine Bedeutung. Will er dieſen Privatcharakter aufgeben und an den Markt des öffentlichen Lebens treten, ſo muß der Name einen Klang haben, nach der guten oder ſchlechten Seite hin; derartige Klangwitze haben oft ſchon großes Glück gemacht, ja ſie haben ſich nicht ſelten, wenn ſie mit ſchlagender Kürze irgend ein charakteriſtiſches Merkmal blitzend beleuchteten, feſt eingebürgert und zum geflügelten Worte erhoben. Daß der ſcherzende oder ſpottende, ſatyriſche Witz an den Namen, wo und wie es ihm paßt, die ändernde Hand anlegt, nimmt man ihm, nimmt er ſich ſelbſt nicht übel. Der Witz iſt ſouverän und erhaben über Silbenſtecherei und Wortklauberei. Er kennt keinen Buchſtabenglauben. Es kommt ihm nicht darauf an, einen Namen zu amputiren, oder ihm etwas anzuhängen, ſei es vorn, ſei es hinten, er trennt, er vereinigt, er ſchiebt ein neues Stück in die Mitte, er reißt ein Stück vollſtändig heraus und ſetzt mit operativer Kunſtfertigkeit ein anderes ein, wo es vielleicht auf eine moraliſche Rhinoplaſtik abgeſehen iſt. Ein einziger Buchſtab, eine Silbe verändert ſchon ſehr viel. „Me tellus“ ließ Metellus auf ſein Grab ſetzen. Den diplomatiſirenden Schleswig-Holſteiniſchen Fabius

Cunctator beehrte zur Zeit der Volkswitz mit dem Prädikat „Friedrich der Sachte“. Mit liebenswürdiger Gehässigkeit verwandelte der Witz das in Dalwigks Spuren wandelnde Darmstadt in Gens-Darmstadt. Der Klangwitz sieht in Mannteuffel weniger Mann als Teufel. Den großen Bismarck, der nach gethaner Arbeit in ländlicher Zurückgezogenheit leben will, tauft er in Varzin-cinnatus um. Den blinden Eifer des Ermländischen Bischofs nennt er Delirium Crementz und im Anschluß hieran sieht er jetzt schon in Falk den Katafalk für den begrabenen Ultramontanismus. Einer gewissen Sorte von Börsenmännern ruft er vernehmlich zu: Müßiggang ist aller Lasker Anfang, oder versetzt sie in die Hölle mit der unmaßgeblichen Mahnung: Voi chi entrate laskeriate ogni speranza!

Von diesem Privilegium, das Wort ad libitum zu verändern, zu verstümmeln, macht der Klangwitz, auch abgesehen von Namen, den umfänglichsten Gebrauch, unter Beobachtung der strengsten Rücksichtslosigkeit gegen Orthographie und Grammatik, gegen Logik und Philologik. Heine legt einem Hamburger Lotteriecollecteur die Worte in den Mund, daß Rothschild mit ihm ganz „famillionär“ gesprochen habe. Von Hamburg selbst sagt er: „Hier in Hamburg herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko“. Als man in Berlin die theatralische Wiederbelebung der Antigone für ein Coquettiren mit der Antike glaubte halten zu müssen, gab die berlinisirende Kritik über die Aufführung das schlagende Urtheil ab: Antik? O nee! — Eine schöne Hebe wird unter den Händen des Witzes ein kleines Ganymedchen; ein weitschweifiges Gedicht leidet an Hyperstrophie, und einem jungen Lebemann, dessen Mondschein bereits das erste Viertel überschritten, klingt das spöttelnde Memento in die Ohren: Perrückulum in mora!

Ein Pariser sieht im Kaffeehause einen Fremden traurig

daſitzen und fragt: De quel pays, Monsieur? — Portugais! — Ah, je vous crus Portu triste.

Vespasianus est Tertulianum, gibt ein Römiſcher Wortſpielſchütze als Räthſel auf. Löſung: Vespa si anus est, ter tuli anum.

Bekannt iſt die Definition der ſpaniſchen Parteibezeichnungen Serviles und Liberales: Jene wollen ſehr Vieles, und dieſe lieber Alles.

An einen katholiſchen Pfaffen richtet ein hübſches Mädchen in einer Geſellſchaft die Frage: Wünſchen Sie Thee oder Kaffee? Er erwiedert: Te vellem, sed quia pastor sum — cave.

Ein Oeſterreicher ſtellte ſeine drei Kinder vor: Dos is Dereſel (Thereſel), dos Andr'eſel und dos ach'n Eſel (Agneſel).

Wohl in allen Sprachen hat die Aehnlichkeit gewiſſer Wortklänge dem Klangwitz ausreichende Nahrung gegeben. Ueberreich daran iſt die franzöſiſche Sprache, und die meiſten Calembourgs (aus denen ſich bei uns einſt die Kalauer erzeugten, wenn ſie auch jetzt oft auf eine generatio aequivoca ſchließen laſſen) gehören in dieſe Kategorie. Equivoque iſt etymologiſch nichts Anderes als Gleichklang, und nur dadurch, daß im Gleichklang ein gar verſchiedener Sinn liegt und man das Doppeldeutige zu Zweideutigkeiten bequem benutzen kann, hat der Sprachgebrauch dem Aequivoquen ſeine bekannte Bedeutung gegeben.

Geflügelte Worte, Sprichwörter, Gemeinplätze (Chrien), Denkſprüche ꝛc. ſind oft nichts als Klangwitze, oder vielmehr der Klangwitz giebt ihrem Inhalt die zugeſpitztere Form und dadurch eine ſchärfere (pointirtere) Faſſung. So: Nomen et omen. L'homme propose, Dieu dispose. I ad graecum II. Naturalia non sunt turpia. Amantes amentes. Das iſt ein fictum, kein factum. Der Papſt giebt den Segen urbi et orbi. Geben und vergeben, donner et pardonner (St. Pierre). Wer tauſchen will, will täuſchen. Ubi spiro spero. Deus caret

affectu non effectu. Junge Bettſchweſtern, alte Betſchweſtern. Ohne Haſt, ohne Raſt (Göthe). Wie die Zucht, ſo die Frucht. Durch ſolche kurze, gedrungene Sätze zeichnet ſich beſonders Luther aus: „Erſt wieg's dann wag's! — Raſt' ich, ſo roſt' ich. — Ohne Glück und Gunſt iſt Kunſt umſunſt."

Eine kleine Blumenleſe der verſchiedenartigſten Klangwitze zeigt, daß ſie ihrer Bedeutung nach auf ſehr verſchiedener Höhe ſtehen, oft flach und nichtsſagend, oft aber auch von tiefem Gehalte ſind:

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

Des Lebens Luſtſchiff verwandelt ſich oft ſchnell in ein Laſtſchiff.

Wir achten die Echten und ächten die Unechten.

Schaffet ab die Hungerkuren, die Waſſerkuren und die — Sinecuren.

Einem franzöſiſchen Sänger dankte ein Hörer mit den kurzen Worten: En chantant vous enchantez!

Die große Wirkſamkeit der Volksküchen wird ſchon durch zwei Worte charakteriſirt: Volksküchen — Erfolgsküchen.

Poisson sans boisson est poison.

Der grade Weg mag der beſte ſein, Vielen aber iſt die beſte Bewegung grade die retrograde.

Der Kaiſer Tiberius wurde vom Volke, weil er ſich nicht ſelten einen Spitz trank, mit dem Spitznamen „Biberius" beehrt.

Auf dem Frontiſpiz des Badehauſes in Iſchl iſt zu leſen: In sale et sole omnia consistunt.

Die Einführung von Gramm, Meter und Liter erinnert einen Wortſpieler an Grammatik, Metrik und Literatur.

Der gute ſatyriſche Dichter wirkt auf alle Fälle auf drei Felle: auf's Trommelfell, auf's Zwerchfell und auf's dicke Fell.

Als die franzöſiſche Regierung vom 4. September ſich beeilte, die Namen der Pariſer Avenues, die an die traurige

Vergangenheit erinnerten, in andere umzuwandeln, erhielt sie als Impromptu den Vers:

Und ob die Avenues ihr alle streicht,
Für's Avenir wird nichts erreicht.

Nach einem hebräischen Klangwortspiel erkennt man die Menschen bekiesse, bekoosse, bekaasse, bei Geldangelegenheiten, beim Trinken, im Zorn. Wortspiele sind im Allgemeinen schwer von einer Sprache in die andere zu übertragen, ja manche sind ganz unübersetzbar. Dennoch gelingen solche Umpflanzungen nicht selten, und es ist kein undankbares Geschäft, die Importirung solcher exotischen Gewächse zu versuchen, und die internationalen Schutzzölle aufzuheben. Unsere Sprache ist so reich an Worten, an Reimen, an Assonanzen und Alliterationen, daß uns die Mittel zu glücklichen Uebertragungen in reichem Maaße geboten sind, sollte auch dabei der eigenthümliche Reiz des Originals in Etwas beeinträchtigt werden. Das oben genannte Wortspiel übersetzt Auerbach: im Korn, im Horn, im Zorn; Levysohn in Stockholm: im Goldeshang, im Becherklang, im Zornesdrang. Wir würden vorschlagen: bei Geld und Gut, bei Rebenblut, bei Zorneswuth.

Louis Napoleon suchte bekanntlich vor seinem Staatsstreich seine Offiziere durch tüchtige Trinkgelage an sich zu fesseln und rief dadurch das Wortspiel hervor, er habe seine Kaiserkrone gewonnen nicht durch „batailles“ sondern durch „bouteilles“. Der Engländer gab es in passender Weise wieder durch „battles“ und „bottles“. Der Deutsche hätte sagen können: nicht durch Kriege, sondern durch Krüge, oder: nicht durch Menschenblut, sondern durch Rebenblut.

Als Beispiel der oft unmöglichen Uebertragbarkeit finde hier folgendes englische Wortspiel eine Stelle, wenn es auch nicht eigentlich dem Klangwitz angehört. Auf die an Foote gerichtete Frage des Lords, ob er früher am Galgen oder an

der Luſtſeuche ſterben werde, verſetzte jener: Es kommt bloß darauf an, was ich früher annehme (embrace, d. i. embrasser), Ihre Grundſätze oder Ihre Geliebte.

Napoleon I., den Frankreich bei ſeinem Auftreten für zu jung gehalten, eroberte Mailand. Seine Krieger jubelten: Notre général à Milans (mil ans).

In dem ſchrecklichen Winter 1812 ſpielten zwei franzöſiſche Knaben mit Soldaten. Où as tu ton armée? fragte der eine den andern. Dieſer erwiedert: je l'ai (Gêlée!).

Falſtaff ſagt: Es iſt hier nicht die Rede von Wänſten, ſondern von Gewinnſten, nicht von Dicke, ſondern von Tücke.

Bei der Römiſchen Coena gab es gar nicht ſelten — obscoena.

Manche Frauen möchten nur durch Pairs Mère's werden.

Die (katholiſche) Kirche ſagt zum Staat:

— — — O ſei mein Mann
Im Namen des Vaters und Sohnes,
Kommſt du mit deinen Kanonen an,
Bring' ich als Mitgift — Canones.

Unſere Zeit iſt fruchtbar an Synoden und — Unſinnoden. Oder: Die Zeit hat eine Senſe, unſere Zeit recht viele Nonſenſe.

Zu dieſen Nonſenſen gehören auch ſo viele dumme Witze, meiſt Klangwitze.

„Der Rebus iſt ſchon zu Horazens Zeiten Mode geweſen, wie dies aus ſeinem Ausſpruch hervorgeht: „Est modus in rebus“. Es iſt dies einer von jener Sorte der Kalauer, denen der Berliner die kritiſche Interjection „Au“ nachruft.

Großes hat im Klang-Wortſpiel Abraham a St. Clara geleiſtet. „Das Patior kommt vor dem Potior.“ — Bei der Welt gilt oft mehr ein Pfund Gunſt als ein Centner Kunſt.“ — „Die heilige Paula hat etwan wohl gewußt, daß vites und vitia einander nahend befreundet ſind, daß die Tugenden ehender im Wein Schiffbruch leiden als im Waſſer, daß bei dem Wein-

faß das Nefas nicht ausbleibe, und so jemand Rheinwein trinket, so stehet die Reinigkeit in der Gefahr. Nach dem potare kommt kein pudere, wohl aber ein putere" u. s. w.

Im Sinne und Styl des Abraham a St. Clara ist die berühmte Kapuzinerrede Schillers, in der es heißt:

Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn,
Frißt den Ochsen lieber als den Ochsenstirn.
Das römische Reich, daß Gott erbarm',
Sollte jetzt heißen römisch arm.
Der Rheinstrom ist geworden zu einem Peinstrom,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und Stifter
Sind Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verwandelt in Elender.

Wenn der Klangwitz, nach Jean Paul, der ältere Bruder des Reims ist, so steht er unbezweifelt auch mit der Assonanz und der Alliteration in nahen verwandschaftlichen Beziehungen. Wer mit Worten spielt, wird auch mit gereimten gern sein Spiel treiben, gleichviel ob der Reim in der Mitte oder am Ende liegt. Soll aber das Spiel ein wirksames sein, so muß es überraschen. Alliterationen und Assonanzen überraschen mehr durch die Quantität, Reime mehr durch die Qualität. Der Klangwitz, der auf ein Wort einen Reim folgen läßt, den kein Mensch so leicht erwartet hätte, oder der Worte reimt, die sich eigentlich kaum zusammenreimen lassen, ein dem Soccus angehöriges mit einem cothurnhaften, ein erhabenes mit einem vulgären, ein aristokratisches mit einem demokratischen, oder auch zwei Worte, die verschiedenen Sprachen angehören, der wird nur selten die komische Wirkung verfehlen. Es giebt auch in der Sprache nahe und entfernte Verwandte, die entfernten sind oft grade die besten.

Sterne ſagt: Ein franzöſiſcher Poſtillon ſei kaum aufgeſtiegen, ſo müſſe er wieder abſteigen, weil immer am Wagen etwas fehle, a tag, a rag, a jag, a strap. An einer andern Stelle ſpricht er von all the frusts, crusts and rusts of antiquity.

Wer erinnert ſich nicht des Ciceronianiſchen Satzes: Abiit, aufugit, evasit, erupit!

Tritt friſch auf, thu's Maul auf, hör' raſch auf, ſagt Luther in draſtiſcher Weiſe.

Sicut erat in principiis ein Weinkaufer, est nunc ein Weinſaufer, et semper ein Weintaufer. (Abraham a St. Clara.)

Trautſte, trau der Thräne Tropfen!

Die lex über die Entſchädigung des Königs Georg nannte ich „exrexlex".

Das Vergangene verſenke, das Gegenwärtige lenke, das Zukünftige bedenke!

Wie der Topf ſo der Kopf, mit andern Worten: Wie man ißt, ſo iſt man.

Göthe ſagt:

Wer ſoll Lehrling ſein? Jedermann!
Wer ſoll Geſelle ſein? Wer was kann!
Wer ſoll Meiſter ſein? Wer was erſann!

Zur Hinweiſung auf die moderne weibliche Toilettenkunſt bemerkt ein Schriftſteller: Wir haben nicht nur eine Geſchichtsmalerei, wir haben auch eine Geſichtsmalerei.

„Man behandelt die Köpfe als Töpfe, Reſultat — Tröpfe". Wie kurz und ſchlagend iſt dieſe pädagogiſche Wahrheit ausgedrückt!

Eine Menge von Fragen bewegt die Gegenwart: Liberalismus, Rationalismus, Materialismus, Radikalismus, Sozialismus und andere Ismuſſe.

Ein Erzbischof machte König Ludwig Vorwürfe wegen seines Verhältnisses zu Lola. Ludwig wies ihn mit den Worten zurück: Bleiben Sie bei Ihrer Stola, ich bleibe bei meiner Lola!

Im Gebet der Bürger, zur Zeit, wo sie sich gegen die märkischen Raubritter zur Wehr setzten, hieß es:

Vor Krachten und vor Lüderitzen,
Vor Quitzow und vor Itzenblitzen
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Man hat die ungewöhnlichen, derben Reime nicht mit Unrecht Knallreime genannt, z. B.:

Hat das Glück den Esel bekränzt,
So wird er von Jedem bereverenzt.

Die Geister Waldecks und Jacobys
Begrüßt das Volk mit „Pax cum vobis."

Ob Paulus, Stephan, Georg, Franciscus,
Auf seinem Recht besteht der Fiscus.

Arbeite gern und sei nicht faul,
Gebratne Tauben fliegen Keinem in's Maul.

Und kommst du selbst in die Achzig,
Sag immer noch: Es macht sich!

Was Manchem Gold scheint, ist nichts als Messing,
Und mancher Dumme hält Clauren für Lessing!

Er neigt zu Kuß und Kniefall sich devotest,
Mehr kann er nicht, denn — ultra nemo potest.

In den sichern Hafen der Clerus lootset
Sein Hab' und Gut: haec fabula docet.

Eine komiſche Wirkung haben auch die Reime, zu denen Worte benutzt werden, die gedanklich zu einer Endſtellung nicht paſſen, wie: und, aber, mit, welcher, u. ſ. w.

Begraben liegt hier Caſpar Melcher,
Schneidermeiſter geweſen iſt welcher.

Achzig Jahre lebt er, und
Iſt geſund noch dieſe Stund!

Hierher gehören auch die Reime, die durch willkührliche Trennung und Zerreißung eines Wortes ſich herſtellen.

Läßt unbehelligt mich die Po-
lizei, ſo bin ich ſeelenfroh.

Nieder fiel, wie ſüße Manna,
Von dem Vatikan das Ana-
thema auf die Menſchenkinder,
Die verworfnen, frechen Sünder.

Der Vers, der holprig und ſtolprig einhergeht, ſich von allem formellen Geſetz, von jeder Regel in Bezug auf Silbenzahl, auf Länge und Kürze der Silben, auf Bau und Reim, Caſus und Rhythmus emancipirt, ein ſolcher Vers wird als Knittelvers bezeichnet. Er iſt das unter den Verſen, was der Calembourg oder der Kalauer unter den Witzen. Doch bildet ſich dabei leicht ein einſchneidender Contraſt zwiſchen Form und Inhalt, zwiſchen Poeſie und Proſa, zwiſchen dem, was iſt, und dem, was ſein ſollte; es erzeugt ſich ein draſtiſcher Effekt und mancher ſchlagende Knittelvers iſt weniger Vers als Knittel. Wir haben es mit dem Soccus zu thun, der um ſo komiſcher wirkt, je mehr ſich die Gedanken und Empfindungen an ihn anſchnallen, die von Hauſe aus dem Cothurn angehören.

Die Häufung des Reims, namentlich bei kurzen Verſen, thut dem Ohre in der Regel wohl und bringt, wenn auch keine Zwerchfellerſchütterung, ſo doch ein leiſes Prickeln oder eine Lachmuskelbewegung hervor.

Pferd ohne Zaum,
Garten ohne Baum,
Schlaf ohne Traum,
Kleid ohne Saum,
Bier ohne Schaum,
Haus ohne Raum,
Hand ohne Daum,
Bett ohne Flaum:
Der Dinge freut der Menſch ſich kaum.

Schuſter ohne Leder,
Schreiber ohne Feder,
Wagen ohne Räder,
Brunnen ohne Bäder,
Auditorien ohne Katheder, —
Daran ſtößt ſich ein Jeder.

Das Glaubensbekenntniß eines bekannten Chamäleons lautet:

Mit dem „Kreuz“ hielt ich's einmal,
Stiehl und Stahl
Meine Luſt, mein Ideal!
Jetzo nach ureigner Wahl,
National
Und ein Bischen liberal,
Werd' ich künftig ohne Qual
Radikal.
Stiehl und Stahl,
National,
Liberal,
Radikal,
Sozial,
Roth und fahl,
Berg und Thal,
Abſolut, miniſterial,
Auch wohl international, — —
Ganz egal!

Die Form des Ghaſels hat an und für ſich ſchon etwas witzähnlich Wirkendes, inſofern der vielfach wiederkehrende Reim das Weitauseinanderliegende unter eine Kappe bringt. Je witziger, ſinnvoller und bunter der Inhalt iſt, den man in dieſen Rahmen hineinzwängt, deſto bedeutender wird natürlich die Wirkung ſein.

Ich liebe den Wein, der ſonnenklar iſt.
Ich liebe das Fleiſch, das friſch und gar iſt.
Ich liebe das Geld, das klingend baar iſt.
Ich liebe das Wort, das echt und wahr iſt.
Ich liebe den Geiſt, der offenbar iſt.
Ich liebe das Thun, das mit Gefahr iſt.
Ich liebe den Mann, der ein Exemplar iſt
Von Wiſſen und Witz, der ſpitz und rar iſt.
Ich liebe die Jungfrau, die achtzehn Jahr iſt,
Zumal wenn ſie mit mir — ein Paar iſt.

Neujahrs-Ghaſel.

Der Tag iſt da, wo wir nach Adam Rieſe
Ein neues Jahrlicht anzuzünden haben,
Und auf die Lippe ſpringt das ernſte Wort,
Das wir Europa zu verkünden haben.
Ein theures Jahr geht heut zu ſeinen Vätern,
Das wir noch lange zu empfinden haben.
Es hat ad oculos uns demonſtrirt,
Daß wir das Geld nur zum — Verſchwinden haben,
Wenn wir nicht Häuſer bauen und Maſchinen,
Nicht Straßen, Dorf und Stadt zu gründen haben,
Wir nicht durch conſortiale Tüchtigkeit
Die größten Häuſer „Unter'n Linden“ haben
Und nebenbei in Wechſeln, Aktien, Gold
Ein paar Millionen in den Spinden haben.
Noch macht ſich geltend manches dicke Fell,
Dran wir zu zerren und zu ſchinden haben.
Noch giebt es ſchwarze, giebt es kleine Herr'n.
Die neue Ränk' und alte Sünden haben,
Noch ſteht in Rom ein infallibler Stuhl,
Mit dem wir ſanft uns abzufinden haben.

Die Pfaffen ſitzen noch in Abrah'ms Schooß,
Die ihre allzufetten Pfründen haben
Und die des Beichtſtuhls honigſüßen Leim
Nur für die Tauben und die — Blinden haben.
Noch freut ſich mancher Herr des Portefeuilles,
Den wir gemüthlich zu entbinden haben.
Adelen gehen wir zu Leib' und Allen,
Die viel zu ſtiften und zu gründen haben,
Die „dummerwitzig" Eiſenbahnen ſchaffen,
Ob wir auch Potsdam und Köln-Minden haben.
Wir kämpfen fort mit Allen, die da Luſt
An mörderiſchen Feuerſchlünden haben. —
Wir ſammeln duft'ge Roſen gern, die wir
Um des Verdienſtes Haupt zu winden haben,
Doch Bosheit, Täuſchung, Rückſchritt ſollen ſtets
Des Witzes Dornen zu empfinden haben!

Toaſt den Frauen.

Den Frauen gilt das Wort der Huldigung,
Die unſres Lebens lichte Sonnen ſind,
Den Frauen, die vom Himmel uns gegeben,
Die Schöpferinnen reicher Wonnen ſind,
Den Frauen, die des Dichters Seel' entzünden,
Des Liedes nie erſchöpfte Bronnen ſind,
Gleichviel, ob ſie den Brettern angehören,
Ob Edeldamen oder Bonnen ſind.
Der Schönheit Reize ſind ihr Eigenthum,
Wenn auch nicht alle juſt Madonnen ſind.
Aus ihren Augen ſtrahlt der Unſchuld Licht,
Ob einzelne auch keine Nonnen ſind.
Des Mannes Werken ſind ſie Trieb und Sporn,
Die mit beſcheidnem Sinn begonnen ſind.
Sie bauen neue Hoffnungen ihm auf,
Wenn ihm die herrlichſten zerronnen ſind.
Erobernd wirken ihre Schlachtenpläne,
Die à la Moltke fein erſonnen ſind,
Doch vollen Sieges ſicher ſind die Netze,
Die von den Grazien geſponnen ſind. —

Drum laßt der Flaschen Pfropfenböller knallen,
Die aufgestellt hier in Kolonnen sind.
Den edlen Frauen, doch zumeist den Frauen,
Die heute diesem Fest gewonnen sind,
Sei unser Glas geweiht, ein winzig Opfer,
Dieweil sie würdig — ganzer Tonnen sind.

In einer humoristischen Rede zu Schillers Säcularfeier heißt es: „Schiller wird declamirt, repetirt, citirt, kommentirt, parodirt, komponirt, porträtirt, illustrirt, silhouettirt, biographirt, litho- und photographirt. Schiller wird gepreßt, geprägt, geschnitzt, gegossen, geschlagen, gestochen, geschnitten und ausgehauen. Dieser Platzregen von Oden und Hymnen, dieser Springbrunnen von Kantaten und Symphonien, diese Wasserfälle von Blumen und Kränzen, diese Meeresfluth von Huldigungsreden und Festvorträgen, dieser Zusammenfluß von Prologen und Epilogen, von Philologen, Archäo-, Geo-, Theo- u. a. Logen." Hier finden sich Assonanzen und Alliterationen, Klangwitz und Gedankenwitz, Bilder und Antithesen, Häufung von Prädikaten, eine ausgedehnte Synonymik, und Alles vereinigt sich, um eine Totalwirkung hervorzubringen, wie sie namentlich der humoristische Vortrag im Auge hat und haben muß. Die Mannichfaltigkeit verhütet die Ermüdung. Wie das Kind auch das unterhaltendste Einerlei schnell satt bekommt und immer Abwechselung verlangt, so auch der Witz, der gleich einem Kinde spielt.

Auch in der Heine'schen Strophe:

Wenn Du ganz und gar nichts hast,
Ach, so lasse Dich begraben;
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

wird mit dem Worte „haben" ein heiteres Spiel getrieben; das Wort am Anfang und Ende des Verses klingt wohlthätig in's Ohr und in der Seele nach und verstärkt mindestens die

humoriſtiſche Wirkung, die der ſo witzige, eigenthümlich zum Ausdruck kommende Gedanke erzeugen muß.

Oft iſt es nur ein einziges Wort, das in vielfachen Combinationen, Compoſitionen und Variationen dem Ohre einen Gleichklang zuführt, der als Klangwitz paſſirt.

Eine Sylveſterrede wirft einen Blick zurück in das abgelaufene Jahr. „Es war, wie's der Kalender richtig bezeichnet, ein gemeines, ein ganz gemeines Jahr. Was iſt in dem Jahre Alles geſchehen. Wie viel iſt in dem Jahre vorgegangen, wie viel iſt zurückgegangen worden. Wie viel Haare ſind ausgegangen, wie viel Zeitungen ſind eingegangen, wie viel Miniſter ſind abgegangen, wie viel Schiffe ſind untergegangen, wie viel Aktien ſind runtergegangen, wie viel Staatsanleihen ſind draufgegangen, und wie viel Schwindler ſind durchgegangen."

So ſpielt der Klangwitz mit dem Wortklang in der bunteſten Weiſe und Form, und nicht ſelten mit der erheiterndſten Wirkung, und wie oft tiefer Sinn im kindlichen Spiele liegt, ſo iſt auch der Klangwitz nicht bloß Wortgeklingel, er ſchließt vielmehr oft gehaltvolle Gedanken in ſich und verdient nicht die niedrige, verächtliche Stellung, die ihm mancher Scharf-Richter anzuweiſen geneigt iſt.

Das eigentliche Wortspiel, das Sinn-Wortspiel.

Wo der Witz nicht mit dem bloßen Gleichklange, An- und Widerklange von Worten, spielt, sondern mehr auf ihren Sinn, auf ihre Bedeutung eingeht, da gestaltet sich das tiefere und feinere Wortspiel. Wie wir anatomisch einen äußeren und inneren Gehörgang haben, so hat der Witz auch ein äußeres und inneres Ohr; jenes hört verwandte Klänge, dieses vernimmt die verwandte Sprache, jenes hört Wörter, dieses hört — Worte. Das Wort ist das Kleid des Gedankens; um nach außen zu treten muß jeder Gedanke dieses Gewand anlegen. Daher hat jedes tiefere Gedankenspiel auch etwas vom Wortspiel. Namentlich ist dies mit der Antithese der Fall, die nicht nur ähnliche oder contrastirende Gedanken gegenüber- oder entgegenstellt, sondern dabei auch mit gewissen Worten ihr Spiel treibt. Wenn Lessing sagt: „Das Buch enthält viel Gutes und Neues, nur schade, das Neue ist nicht gut, und das Gute ist nicht neu," so spielen bei der Wirksamkeit dieser feinen gedanklichen Antithese die Worte als Worte sicherlich mit. „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Dieser Satz setzt Schleiermacher einen schönen Denkstein auf dem Felde des Witzes, und doch steht er, seinem genetischen, theoretischen Range nach, auf der niedrigsten Stufe des Witzes, dem Klangwitz. Denn „Eifersucht" erinnert klingend an „Eifer sucht", wie „Leidenschaft" an „Leiden schafft". Die gerechte Kritik wird aber diesem sinnigen Satz- und Gedankenspiel gern eine höhere, vielleicht die höchste Stufe einräumen, mag ihn auch der systematisirende Verstand zu einer niedrigeren Stellung degradiren.

Das Wortspiel verachtet die ihm von dem Verstande ge-

steckten Grenzen. Es spielt mit dem Worte, im weitesten Umfange des Worts. Es spielt mit seiner Bedeutung, mit seiner Stellung, mit seinem verwandtschaftlichen Verhältniß zu anderen Worten. Immerhin spielt die Bedeutung eine bedeutende Rolle. Je mannichfaltiger die Bedeutung eines Wortes, desto mehr eignet es sich zum Spielen. Die Bedeutung bestimmt die Stellung, wie die Stellung die Bedeutung. „So sehr sieget die bloße Stellung, sei es der Krieger oder der Sätze", sagt Jean Paul wortspielend. Eben so geistreich und wahr bemerkt er über die Geburtsstätte des Wortspiels: „Spielt nicht die ganze Poesie erstlich mit Bildern, dann mit den Klängen des Reimes und Metrums? Sogar von der Wahrheit, welche allen witzigen Aehnlichkeiten unterzulegen ist, kommt etwas dem wortspielenden zu; denn wenn in der Ursprache stets der Klang des Zeichens der Nachhall der Sachen war, so steht einige Aehnlichkeit der Sachen bei der Gleichheit ihres Widerhalls zu erwarten."

Es giebt fast kein Wort, mit dem sich nicht spielen läßt. Grammatik, Etymologie, Wortbau, Satzbau, Satzstellung, bieten dem schaffenden Witz ihre Dienste an. Der Witz verschmäht es nicht, lucus a non lucendo und Fenster von „nicht finster" abzuleiten. So läßt sich aus den scheinbar unergiebigsten Worten etwas „machen". Aber die Anlagen der Worte zu Wortspielen sind verschieden wie die Anlagen der Menschen, und nächst dem innern Werthe sind es die verwandtschaftlichen Beziehungen der Worte zu anderen, die auf die Entwicklung von Wortspielen von Einfluß sind. Hauptsächlich ist freilich immer die Bedeutung des Wortes von Bedeutung für das Wortspiel, sie giebt ihm gewissermaßen seine wortspielerische Stellung in der Wortgesellschaft.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die große Menge von Wortspielen in ein bestimmtes, naturwissenschaftliches System zu bringen, wie man etwa Pflanzen, Thiere und Steine nach

gewissen charakteristischen Merkmalen zusammenstellt und ordnet. Es giebt eben zu viel Spiel-Arten, die der Einkleidung in eine systematische Uniform Trotz bieten. Wir wollen es nicht versuchen, diesen Trotz zu brechen, und die strenge Wissenschaft wird es uns verzeihen, wenn wir nur zwei große Gruppen von Wortspielen hinstellen: Das Spielen mit Einem Worte und das Spielen mit zwei und mehr Worten. In der erstern Gruppe richtet sich der Witz auf Ein Wort mit verschiedenen Bedeutungen, auf den Doppelsinn eines Wortes („homonymes Wortspiel" nach Hecker), in der letztern auf verschiedene Worte mit verwandter Bedeutung oder Beziehung.

Die Sprache hat bei der Bildung von Worten, denen sie eine mehrfache Bedeutung beilegte, ebenso freundlich der wortspielenden Thätigkeit gedacht, wie die Natur das Siebbein so dünn gemacht hat, um die Operation der Thränenfistel zu erleichtern. Den Motiven der Sprache nachzugehen, ist nicht unseres Amtes. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Aehnlichkeit der Dinge, nach äußeren Merkmalen oder inneren Eigenthümlichkeiten, bei der Worttaufe zu Gevatter gestanden hat. Diese zu Grunde liegenden Aehnlichkeiten und Beziehungen aufzusuchen und damit uneingeschränkt zu spielen, ist Sache des Wortspiels. Aber auch die figürliche oder moralische Bedeutung und die Symbolik leisten, wie dem Witz überhaupt, so dem Wortspiel insbesondere wesentlichen Vorschub, und der freie Witz nimmt keinen Anstand, mit „Ochse" und „Ente", mit „Nessel" und „Stroh", mit „Zopf" und „Schwert" in ausgedehnter Weise zu spielen.

Die Wirkung des Wortspiels ist nicht grade aufs Zwerchfell berechnet, wenigstens ist dieses nicht der Maßstab, um seine Höhe zu messen. Seine Höhe ist von der Tiefe des Gedankens abhängig. Auf wie verschiedener Stufe die Wortspiele stehen, geht aus den folgenden Beispielen klar hervor.

„Als Pythagoras seinen großen Lehrsatz entdeckt hatte, opferte er den Göttern eine Hekatombe von Stieren. Seitdem zittern alle Ochsen, sobald eine neue Wahrheit entdeckt wird.“ Dieser gediegene, feine Witz Börne's ist doch nichts Anderes als ein Wortspiel, die Hand des Witzes bringt hier blitzschnell die wirklichen Ochsen und die moralischen (zweibeinigen) Ochsen unter Einen Gesichtspunkt und — die Wirkung ist fertig. Die Wirkung ist aber um so schlagender, je weniger nahe das Verbindungsmittel liegt. Der natürliche, logisch schließende Verstand würde zu einer solchen Schlußfolgerung niemals kommen. Der Witz erkennt im Nu das Bindemittel. Er übt eine Art Taschenspielerei, die aus der Gedankenreihe das eine und das andere Glied escamotirt, den natürlichen Zusammenhang der Vorstellungen unterbricht und plötzlich den unerwarteten, ungeahnten Zusammenhang sinnvoll spielend beleuchtet. Das ist des Witzes Blitz. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Ein weiter Sprung, mit dem die Gymnastik des Witzes über die Gedankenlücken setzt und im Moment am Ziele ist. Bis dat, qui cito dat, das ist auch des Witzes Wahlspruch, und mit Recht sagt Jean Paul: „Kürze ist der Körper und die Seele des Witzes.“

Sheridan hat das Haus der Gemeinen beleidigt. Er soll knieend Abbitte thun. Er thut, was er muß. Beim Aufstehen wischt er sich die Knie mit den Worten ab: dies Haus ist doch recht schmutzig! Der große Schauspieldichter spielt hier mit zwei Worten, und der Hörer ergötzt sich an dem neckischen Spiele, dessen geheimer Sinn ihm aufgeht, indem er dem materiellen Gebäude das „Haus“ der Parlamentsmitglieder unterschiebt und aus dem physikalischen Schmutz der Beinkleider den idealen herausdestillirt.

„Ein im Bezahlen seiner Rechnungen sehr säumiger Herr schickt seinen Diener zum Schneider, um diesen zum Maßnehmen für einen neuen Anzug zu sich zu bestellen. — Nun, Friedrich,

fragt er den Rückkehrenden, warst Du beim Schneider? Wann kommt er? — Antwort: Gnädiger Herr, in einer schwachen Stunde wird er herkommen, hat er gesagt. — „In einer schwach'en Stunde" soll offenbar soviel heißen, wie in einer kleinen Stunde (so wie man von einer starken und schwachen Meile spricht). Die andere Bedeutung, die eigentlich nicht gemeint ist, aber, ganz der Situation entsprechend, die Abneigung des Schneiders ausdrückt, für einen so schlechten Zahler weiter zu arbeiten, fällt uns jedoch zunächst auf, und wir lachen deshalb um so mehr. Es gehört dieser Witz, besonders wenn wir annehmen, daß der Schneider oder der Diener ihn absichtlich gemacht habe, zu den sogenannten zweideutigen Wortspielen, von denen Kuno Fischer sehr richtig sagt: „Jetzt ist der Doppelsinn nicht mehr harmlos, sondern pikant; das Wortspiel hat nicht bloß zwei Bedeutungen, sondern zwei Gesichter, das eine ist Maske, das andere das wahre Gesicht; jenes sieht harmlos aus, dieses hat den Schalk im Nacken."

„Womit handelte doch Ihr Herr Vater?" fragte ein Höfling vom reinsten Junkerwasser die Gräfin von R., die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Hamburg. Die geistvolle Gräfin, den Doppelsinn des Wortes „handeln" rasch erfassend, erwiderte auf der Stelle: „Mit Verstand." Friedrich Wilhelm IV., Zeuge dieser Unterhaltung, fügte hinzu: „Und seine Tochter setzt das Geschäft mit Glück fort," und drückte in seiner gewohnten geistreichen Weise auf die witzige, schlagende und niederschlagende Abfertigung Seitens der Gräfin sein königliches Siegel.

Unser Direktor hat uns keinen Etat vorgelegt. Er denkt: L'état c'est moi!

Mit demselben Worte, aber in anderer Weise, spielt der Witz dem aller Welt bekannten Gerson gegenüber. Gerson sagt: Der Staat bin ich! Meine Niederlage ist mein Triumph.

Salomo sagte: Alles ist eitel! Darum nennt auch der Mann seine Frau sein Alles. In diesem kurzen Satze wird mit den beiden Worten „Alles“ und „Eitel“ gespielt und glücklich gespielt, da sich unter der Hand eine ganz andere Bedeutung aus denselben Worten entwickelt, die der Primitivsatz enthält. Das „darum“ schlägt der Alltagslogik ein Schnippchen und zwingt dem Verstand des Hörers eine Schlußfolgerung auf, die ihm, je überraschender und unerwarteter, desto angenehmer erscheint, und für die er daher gern durch Beifallsäußerungen sich dankbar zeigt.

„Das Publikum eines Theaters in Paris verlangte einst, daß die Marseillaise gespielt werde und gerieth, als dies nicht geschah, in großes Schreien und Toben, so daß endlich ein Polizeicommissarius in Uniform auf die Bühne trat und erklärte, es sei nicht erlaubt, daß im Theater etwas Anderes vorkomme, als was auf dem Zettel stehe. Da rief eine Stimme: „„Et vous, Monsieur, êtes-vous aussi sur l'affiche?““ welcher Einfall das einstimmigste Gelächter erregte.“

Das Wort, um welches es sich bei diesem Witze handelt, ist das Wort vorkommen. Wir fassen dasselbe zunächst und entsprechend dem, wie es gemeint ist, in dem Sinne von: „aufgeführt werden“ auf, „es darf im Theater nichts Anderes aufgeführt werden“ 2c. Der witzige Einfall erweitert aber plötzlich die Bedeutung zu ihrem eigentlichen Umfang und nun fällt das Auftreten des Polizeibeamten auch mit unter den Begriff: vorkommen. Hätte der Beamte sich correct ausgedrückt und gesagt: es darf nichts Anderes aufgeführt werden, als was auf dem Zettel steht, so wäre die Gelegenheit zu dem vorliegenden Witz genommen. —

„Friedrich der Große hört von einem Prediger in Schlesien, der im Rufe steht, mit Geistern zu verkehren; er läßt den Mann kommen und empfängt ihn mit der Frage: „Er kann Geister beschwören?“ Die Antwort war: „zu Befehl, Majestät,

aber sie kommen nicht". — Die beiden Glieder des Witzes sind auch hier die bejahende Antwort und das Wort „beschwören", das in seiner doppelten Bedeutung zu dem Wortspiel Veranlassung giebt. In der Frage ist dasselbe so gemeint, daß wir ohne Weiteres das Erscheinen der Geister mit einbeigrefen; in der Antwort wird das Wort auf seine eigentliche Bedeutung zurückgeführt und daraus entsteht der Wettstreit mit der bejahenden Antwort. — Auch hier dient das Moment der Abfertigung nur zur Erhöhung der komischen Wirkung.

Beiläufig sei bemerkt, daß hier das Wortspiel nicht nur auf der doppelten Bedeutung des Beschwörens beruht. Denn es ist hier beide Male in der Bedeutung des Geisterbeschwörens gebraucht. Der Kern und die Wirkung liegt vielmehr in dem Worte „können." Der Sinn ist: Gewiß kann ich Geister beschwören, aber — die Geister folgen nicht meiner Beschwörung.

Was halten Sie von dem Kommerzienrath Meyer? — Was ich von ihm halte? Das will ich Ihnen sagen: Er hat gewonnen in der vierten Klasse, hat den Rothen Piepvogel dritter Klasse, fährt auf der Eisenbahn zweite Klasse, und — ist ein Lump erster Klasse. — Je vielfacher die Beziehungen sind, denen Ein Wort dient, desto stärker wirkt die Pointe. „Klasse" bezeichnet immer nur die Abtheilung in irgend einer Lebenssphäre, erzeugt aber in der eigenthümlichen Häufung neben der ursprünglichen Einheit eine Vielseitigkeit des Begriffs, die dem Wortspiel freundlich die Hand bietet.

Die Homonyme benutzt die Mehrdeutigkeit eines Wortes, um es als Räthsel auszustatten.

Ich sitz' in mir, um mich zu pflegen,
Oft bin ich selbst um mich verlegen.

(Rath).

Treffend ist das bekannte Räthsel Schleiermachers, das nichts Anderes ist, als ein Wortspiel in Räthselform:

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr.
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind's nicht mehr.
Und weil wir leben, sind wir's eben
Von Geist und Angesicht.
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

(Verschieden).

Louis Napoleon debütirte nach dem Staatsstreich mit der Wegnahme der Güter der Orléans. Der Witz belohnte ihn dafür mit dem treffenden Wortspiel: c'est le premier vol de l'aigle.

Einen Angeklagten, dem man, seiner Geburt und Stellung wegen, die Flucht erleichterte, begleitete der Nachruf über's Meer: Man ließ ihn gehen, um — ihn nicht sitzen zu lassen.

Ebenso witzig als boshaft bemerkte Heine zu einem Freunde, der ihn in Paris besuchte: Sie werden mich heute sehr dumm finden. Eben war H. aus Berlin bei mir, da haben wir unsere Gedanken ausgetauscht.

Der Witz ist ein blitzender Diamant, dem man's nicht übel nimmt, wenn er auch manchmal ungeschliffen ist. Von einem Hofmann, der im Rufe eines Witzlings stand, verlangte Ludwig XV, er sollte sofort einen Witz machen, und zwar wollte er selbst, der König, Gegenstand (sujet) des Witzes sein. Schlagfertig erwiderte der Hofmann: Le roi n'est pas sujet.

Den Doppelsinn des Wortes fou benutzte Boileau zu der beißenden Bemerkung: Les fous (Läufer) sont, aux échecs, les plus proches du roi.

Eine arme Waise, die von ihrem Onkel und Vormund viel erwartet, sieht sich in ihren Hoffnungen getäuscht. „Ach, er soll ihr Schirm sein, aber er ist — ein Knicker."

„Wer eine Frau nimmt, muß sie zu nehmen wissen." Derselbe Doppelsinn liegt in dem Worte „prendre". Ein

junger Mann attaquirt eine Dame auf der Straße. Sie wendet sich mit den Worten um: Pour qui me prenez vous, Monsieur? — Pour moi! antwortet er lakonisch.

Geh' ich zur Reichstags-Diät, so kann ich Carlsbad entbehren,
Halte gewissenhaft dort ohne Diäten — Diät.

Ein Consilium der Aerzte ist leider oft ein Consilium abeundi.

Wer vernünftig ist, der läßt sich um einiger grauen Haare willen — kein graues Haar wachsen, oder, der läßt sich um ein Bischen Mondschein kein graues Haar wachsen.

Die Wunden der Revolution können nicht heilen, wenn das Volk immer wieder das Pflaster aufreißt.

Rothschild spricht über alle Monarchen sein „Schuldig".

Der Musiker und Componist wird von seinen Gedanken mit Instrumenten entbunden.

Das Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst," führt heutzutage nur zu größerem Egoismus, denn Jeder ist sich jetzt selbst der Nächste.

Von dem Fusions-Rendezvous in Frohsdorf referirte ein Epigramm:

Zwei Stühle stehen in Frohsdorf's Saal,
Zwei Männer auf ihren Plätzen:
Sie haben sich neben einander gesetzt,
Um sich — aus einander zu setzen.

Nach der berühmten Lasker'schen Philippica gegen die Gründer sollte eine Commission zur Untersuchung und Feststellung der Thatsachen gewählt werden. Der zum Commissionsmitglied vorgeschlagene Virchow wurde abgelehnt. Dies gab zu Frage und Antwort Veranlassung: Warum wurde Virchow nicht in die Commission gewählt? — Weil seine Untersuchungen zur Zelle führen.

Magen und Wagen brechen leicht, wenn sie überladen werden. — Zu dem doppelten Wortspiel mit „Brechen“ und Ueberladen tritt noch als Klangwitz Magen und Wagen.

Ein Freund tadelt den andern in einem doppelten Wortspiel: Altes Haus, laß dich einmal ein Bischen herunterreißen. Er hätte auch sagen können: Ich will dir ein Bischen auf's Dach steigen, oder: ich will dir Einiges anstreichen.

Ein Verliebter schreibt seinem Freunde: „Veni, vidi — victus sum,“ und der passive Caesar fügt hinzu: Gleich beim ersten Treffen — das ich geliefert? Nein! — war ich geliefert.

Trotz alles Vertrauens zu der göttlichen Themis legt doch so Mancher sein Recht in ihre Schale mit dem frommen Wunsche: O sei mir wohl gewogen!

Die Pariser sind am gefährlichsten, wenn ihnen das Futter fehlt.

Wenn ich ein Vöglein wär' und zwei Flügel hätt', würd' ich — mir noch ein Pianino wünschen.

„Es ist erstaunlich, was die Sprache oft für eine Logik und Menschenkenntniß entwickelt. Man sagt: den Mund halten, eine Rede halten, Wort halten. Den Mund halten — bestimmter Artikel; eine Rede halten — unbestimmter Artikel; Wort halten — gar kein Artikel. Wahrhaftig die deutsche Sprache muß längere Zeit an einem klein-deutschen Ministertisch gesessen haben.“ — Wie hier der Witz mit dem Worte „halten“ in seiner dreifachen Bedeutung, je nach seiner Verbindung mit verschiedenen Objecten, spielt, so spielt er auch mit dem Doppelsinn des Wortes „Artikel,“ dem grammatischen und begrifflichen, und versetzt nebenher der klein-deutschen Ministerwirthschaft einen satyrischen Hieb. Daß die Objekte „Mund, Wort und Rede“ mit einander verwandt sind und

dennoch in ihrer Combination mit dem Zeitwort „halten“ eine so bedeutende Verschiedenheit herstellen, das erhöht entschieden den Werth des Wortspiels.

Die Volksküche ist ein Volkstheater, das man besucht für zwei Groschen Entrée, und wo zwar nur kleine, aber gute Stücke gegeben werden.

Ein geiziger Fürst, auf den geschossen wurde, gab, da er mit einem blauen Auge davon kam, tausend Thaler an die Armen der Stadt. „Um so wohlthätig zu sein,“ bemerkte ein Witzling, „mußte er sich erst etwas vorschießen lassen.“

König Ludwig bringt der Maler das bestellte Bild der Lola Montez. Dem König gefällt das Bild nicht. „Man merkt doch“, sagt die Majestät, „Ihr Pinsel ist alt geworden.“ Der Maler erwidert: „Ich sollte aber meinen, für einen alten Pinsel ist das Bild immer noch gut genug.“

Das Huhn im Topfe eines jeden Bürgers wird noch lange eine — Ente bleiben.

Der Wechsel schreckt den Glücklichen, besonders der — Solawechsel.

Zu seinem Generaljubiläum erhielt Wrangel folgendes Gratulationsepigramm:

Mag Andern es gestattet sein,
Mit blüh'ndem Wort den Ehrentag zu schmücken,
Mir sei es nur vergönnt, des Glückes Wunsch
En général dir auszudrücken.

Es wird die Zeit kommen, wo man das Schießen — schießen läßt.

Wie weit ist der Himmel von der Erde entfernt? So weit, daß ein gefallener Engel neun Monate braucht, bis er niederkommt.

Das Unterhaus hat sich in der Geschichte schon oft als ein Haus der Gemeinen gezeigt.

Die Elsler, Cerrito, Taglioni, Pepita, Bagdanoff, Grantzow sind die Blücher's und Wellington's des Ballets; sie haben die ganze Welt erobert mit ihren Fußcompagnien.

Bei dem Rauschen der Wellen und Blätter vergesse ich alle rauschenden Vergnügungen.

Das theure Vaterland wird uns alle Jahre — theurer.

La raison finira toujours par avoir raison. (Talleyrand.)

In der Verfassung des Ehestaats ist das Habeas corpus ein hochwichtiges Grundrecht.

Seine Frau geht ihm über Schrank und Bureau, über Kisten und Kasten: seine Frau geht ihm über Alles.

Dieses Festmahl sei ein Denkmal für den Gefeierten und ein Brandmal für seine Verleumder.

Als Louis Napoleon Eugenie heirathete, sagte man: La passion de l'Empire a fait place à l'empire de la passion.

Wie schwer die Gedanken wiegen,
Tritt erst durch das Wort zu Tage.
Die Zunge ist das Zünglein
An der Gedankenwage.

Ein Redner, verletzt durch die Bemerkungen des Vorredners, kritisirte diese in empfindlicher, über die parlamentarische und ästhetische Schönheitslinie hinausgehender Weise: Neben abgedroschenem und ausgedroschenem Stroh liegt der Flegel meist nicht weit entfernt.

Von einer satyrischen Komödie sagte Heine, „diese wäre nicht so bissig geworden, wenn der Dichter mehr zu beißen gehabt hätte". Ueber seine eigenen satyrischen Schriften äußert er: „Ich verstehe die literarisch alchymistische Kunst, aus meinen Feinden Dukaten zu schlagen, dergestalt, daß ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge."

In der neuesten Zeit grassiren die sogenannten Bibelräthsel der Art, daß sie fast kein Haus und keine Schule verschonen. Sie sind meist leichte Waare, verfehlen aber doch selten ihre Wirkung auf das Zwerchfell.

Wer war der erste Mehlhändler? — Simson, — denn es heißt in der Bibel: Und Gott nahm von Simson die Stärke. — Wie heißt Gott mit dem Vornamen? — Ernst, — denn es heißt: Mit Ernst sollst du mich anrufen. — Wie hieß der erste Bergmann? — Kummer, — denn es heißt: Er fuhr mit Kummer in die Grube.

In einer eigenen Weise ist die Doppeldeutigkeit mehrerer Worte zu einer etwas complicirten Räthselfrage benutzt worden: Sie winkt ihm, er hält um sie an, sie gibt ihm die Hand, er nimmt ihr Geld und läßt sie sitzen.

(Der Omnibusconducteur.)

„Schlag" und „schlagen" sind eine Fundgrube von Wortspielen. Sie fallen wie Splitter von Einem Stamm, mit Einem Schlag, wenn auch nicht immer von demselben Schlag. Dem unglücklich Liebenden schlägt jeder Schlag des Herzens eine Wunde. Dem Kummervollen ist jeder Herzschlag ein Nagel zum Sarge. Haynau und Muchanoff sind — zwei Herzen und Ein Schlag. Am Sylvesterabend schlägt es Mitternacht. Es sind die letzten Pulsschläge des scheidenden Jahres. Oder: Zwölfmal wiederholt sich der Schlag, an dem das Jahr stirbt.

Weber wundert sich über Lichtenberg, daß er, indem er von Schlägen sprach, nicht tiefer in den Reichthum unserer Sprache drang, wo Schlag und Schläge wahre Schlagwörter sind. Er fühlt sich veranlaßt, bei dieser Gelegenheit eine ganze Anthologie von Schlag-Wortspielen in die Welt zu schicken. „Der Deutsche schlägt den Feind, und ein plötzlicher Tod ist ihm ein Schlag; im Rathe hat er Anschläge, Vorschläge, und die Kammer verlangt Ueberschläge. Der Gelehrte schlägt seine Bücher auf, hat er etwas vergessen, schlägt er nach; der

Listige ist verschlagen; gutgerathene Kinder sind eingeschlagen, mißrathene aus der Art geschlagen und gewisse Geschlechter von gutem Schlage. Die Gleichgültigkeit spricht: Es verschlägt mir nichts, und der Traurige ist niedergeschlagen. Der Same schlägt Wurzeln, die Bäume schlagen aus, die Arznei schlägt an, der Blitz schlägt ein, das Bier schlägt um, Feuer, Korn und Gras schlagen in die Höhe, das Wasser über den Kopf und Winde und Wellen in Schiff und Segel, die Tinte schlägt durch, der Frost in die Glieder, und wir sind krank den ganzen geschlagenen Tag. Wen das Gewissen schlägt, der schlägt in sich und den Blick zur Erde. Die Uhr schlägt, der Puls, das Herz, warum nicht auch Hand und Fuß, wie Stock und Hammer? Schlag auf Schlag! Der Maler hat Schlagschatten, der Weber und Weinhändler Einschläge, der Schmid Hammerschlag, die Münzer Schlag kurzweg, wie die Musiker und Forstmänner, die meisten Handwerker schlagen; wie Jehovah die Juden und die Soldaten Armeen. Die Hintertheile der Thiere sind Schlägel, und wenn wir dumme Streiche machen, so schlägeln wir. Wir haben Taubenschläge und Handschläge, Schlagbäume wie Schlagregen, Hagelschlag und Donnerschlag. Wir schlagen Klavier, Orgel, Laute, Cither ꝛc., wie das Pferd und der Esel schlägt und beschlagen wird. Wir schlagen heim, ab und zu, nehmen in Beschlag, heilen durch Um- und Ueberschläge und schlagen am Ende alles aus dem Sinn. Der Hund schlägt an, Finken und Nachtigallen schlagen, und die Dichter und Aesthetiker haben ihre Schlagwörter. Wie undeutsch denken diejenigen, die Schlag und Schläge verbannen wollen aus Lehr-, Wehr- und Nährstand, die so tief schon in deutscher Sprache gegründet sind?“

Wir könnten diesen Thesaurus von Schlag-Combinationen noch durch einen starken Supplementband vermehren, wenn es uns darum zu thun wäre, zu zeigen, wie sehr die deutsche Sprache, ja jede Sprache, der Bildung von Wortspielen

Vorschub leistet. Ja, Weber hat nur das Verdienst des Sammelns von Wortverbindungen und Redensarten, die die Sprache geschaffen hat. Die Sprache selbst ist es, die mit gewissen Worten spielt, hier mit dem Worte „Schlag." Der Reichthum an solchen Wortspielen ist oft grade ein Armuthszeugniß der Sprache. Sache des lebendigen Wortspielers ist es, das, was die Sprache vorgebildet, zu sichten, umzubilden und ihm ein witziges Gepräge zu geben, damit die Münze in Cours komme und einen guten Cours bekomme. Sonst haben die sprachlichen Wortwitze, nach den Tarifsätzen des Geistes, einen nur geringen Werth. Ja, sie sind, in ihrer Massenhaftigkeit neben einander gestellt, ermüdend für Leser und Hörer, und das Beispiel der Weber'schen Composition gehört zu denjenigen, die man im gewöhnlichen Leben als exempla odiosa oder als abschreckende Beispiele bezeichnet.

Es gehört ein feiner Takt dazu, die Grenzen der Anwendbarkeit von Wortspielen dieses Kalibers zu bestimmen. Die Nebeneinanderstellung und Häufung ist durchaus nicht verpönt, ja, sie liegt in der Natur des Witzes; aber die Auswahl muß cum grano salis (hier Attici) getroffen und der gedankliche Inhalt ein reicher, mannichfaltiger, fein zugespitzter, überraschender werden, sonst sind solche Variationen auf ein bestimmtes Wortthema flach, seicht, eintönig, mechanisch, professions- und schulmäßig gearbeitet und entbehren jeder erregenden Wirkung.

Zu einer besseren Race dürften folgende Wortspielhäufungen oder um den Kern eines einzelnen Wortes anschießende Wortspielcrystallisationen zu zählen sein:

Weit und zahlreich ist das Genus „Schneider" über den Erdball verbreitet. Es gibt aber verschiedene Species von Schneidern, als da sind: Steinschneider, Holzschneider, Brettschneider, Mannsschneider, Haarschneider, Gesichterschneider,

Couponſchneider, Beutelſchneider, Kinder-Schneider und Aufſchneider.

Der ſatyriſche Humor wirkt auf das Trommelfell, auf das Zwerchfell und auf das dicke Fell.

Wie der Witz mit dem einfachen Worte ſpielt, ſo ſpielt er auch mit dem zuſammengeſetzten. Dort iſt er ſynthetiſch, hier analytiſch; dort verbindet er, hier trennt er. Bei der Auflöſung eines Compoſitiums in ſeine Beſtandtheile ergibt ſich, daß die Theile in ihrer Getrenntheit eine andere Bedeutung haben, als in ihrer Vereinigung, und daß ſie durch neue Combinationen und antithetiſches Gegenüberſtellen zu buntfarbigen Seifenblaſen führen, die leicht aufſteigen und leicht platzen, aber dabei die Luſt am heiteren Spiele in der Seele zurücklaſſen.

Das Heirathen gehört heutzutage meiſt zu den Angelegenheiten, in denen die Gemüthlichkeit aufhört. Die Wahl zur Ehe iſt dann eine indirekte, mittelbare, d. i. eine ſolche, bei der es auf baare Mittel ankommt.

Die Freundſchaft iſt jetzt eine halb mythologiſche Figur, die Liebe beſchränkt ſich faſt nur auf die Familie, und die Nächſtenliebe iſt nur die Liebe der — Allernächſten.

Wer nur mäßige Mittel hat, wird nur Mittelmäßiges erreichen.

Der Verſtand iſt ſein rechtmäßiges, d. h. recht mäßiges Erbtheil.

Grundrechte ſind Rechte, für die es keines beſonderen Rechtsgrundes bedarf. (Der Ultraconſervative oder Reactionär würde ſagen: Grundrechte ſind Rechte, für die es keinen rechten Grund gibt.)

Lectüre zum Einſchlafen nennt Jean Paul „Worte aus dem Lexikon für Bettfedern, d. h. der für das Bett ſchreibenden Federn".

Er iſt ein bösartiger Menſch, aber mehr böſe als artig.

Ein eigenthümliches Wortspiel ist jenes, das zwei verschiedene Dinge durch die Brücke Eines Wortes, eines Prädikats oder Zeitwortes, mit einander verbindet. Die Dinge, die noch so entlegen von einander sind, werden durch ein gemeinsames, aber mehrdeutiges Epitheton oder Verbum unter Einen Hut gebracht. Bald sind es Subjekte, bald Objekte, für die das Zeitwort den Mörtel bildet, wie: durch die Straßen pfeift der Wächter und der Wind; ich will mein Wort und eine Rede halten. Seltener werden zwei Zeitwörter durch ein gemeinsames Objekt copulirt, wie: er bezahlte und sühnte seine Schuld.

Wir haben wieder ein Jahr und einige Tausend Thaler zurückgelegt.

Eine abgetragene Schuld ist besser als ein abgetragener Leibrock.

Der König lieferte der Welt Verse und Schlachten. (Voltaire.)

Schiffe und Matrosen waren aufgebracht.

Er bezog die Universität und einen anständigen Wechsel.

Tische und Tischgenossen waren aufgeräumt.

Der Gedanke tritt in die Außenwelt durch die gespaltenen Lippen oder die gespaltene Feder.

Mit den beigelegten fünf Thalern ist auch unser Streit beigelegt.

Mancher Mehlspeise gelingt es besser als einem Intendanten, gute Künstler aufzutreiben.

Wir ventilirten verschiedene große Fragen und unser kleines Zimmer.

Von einem Studenten hieß es: Seine schlechten Manieren kann er eben so wenig ablegen wie seine Examina.

Wie bei Wörtern, so wird auch bei Menschen ihre Bedeutung geändert, wenn ihnen etwas angehängt wird, eine Verläumdung, eine Klage, der rothe Adlerorden u. s. w.

Die Debatte und die Tagesordnung sind erschöpft.

Ein Autor sagt: „Ich spitzte Ohr und Feder". Hier wird, sagt Jean Paul, für ganz verschiedene Arten zu spitzen Ein Wort gefunden, denn Ohr und Feder selber sind oft genug ohne Witz beisammen. Wenn ein Franzose sagt: „viele Mädchen, aber wenige Frauen haben Männer", so bringt er diese Entgegensetzung nur durch das Wort haben zu Stande, das als Prädikat der Gattung und der Art zugleich in umgekehrtem Verhältniß beiden zugeschrieben wird".

Wie mit einzelnen Worten, so wird auch mit ganzen Sätzen und Redensarten gespielt. Wird dort die doppelte oder mehrfache Bedeutung des Wortes zum Spiel benutzt, so gilt es hier, den Sinn und die Worte der Redensart in eine gewisse Beziehung, in einen gewissen Gegensatz zu einander zu bringen, derartig, daß sich daraus ein elektrischer Funke entwickelt. Meist wird der Satz seiner gewöhnlichen Bedeutung entkleidet und aus der figürlichen, bildlichen Bedeutung in seine genetische, wörtliche, zurückgeführt. Der Witz führt hier zu einem Rückbildungsprozeß der Sprache. Die Sprache hat vereinigt, chemisch verbunden, der Witz löst auf, d. h. er führt die Elemente auf ihre Urbedeutung zurück. Durch die Stellung dieser Urbedeutung zur neuen Bedeutung erzeugt sich ein Doppelsinn, mit dem der Witz scherzend, oft aber auch mit tiefem Ernst sein Spiel treibt. Dieses Spiel ist um so ergiebiger, als in der Redensart oft die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen ist, so daß die etymologische Forschung vor einem Räthsel steht und ihren Weisheitszahn fruchtlos anstrengt, um die Nuß zu knacken. Woher die Redensart: „Jemand zum Besten haben?" Ich knete die Redensart zu einem sinnigen Wortspiel um, das ich in die Form von Frage und Antwort kleide. Was ist der Unterschied zwischen einer Deutschen Geliebten und einer Französischen? — Jene hat

den Besten zum Liebsten, diese hat den Liebsten — zum Besten.

Nach den Schlachten von Abukir und Trafalgar sagte man: Was die Franzosen zu Lande machen, das machen die Engländer — zu Wasser.

Napoleon setzte einen Deutschen Koch wegen eines feinen, aber giftigen Wortspiels an die Luft. Er fragte den Koch, wo man das beste Deutsch spreche. — „Sire, zu Leipzig" war die treffende Antwort.

Gerson kann sagen: „Der Staat bin ich", denn — er hat das Zeug dazu.

Haynau hat mit Hängen und Würgen nur seine Aufgabe erfüllt.

Die kleinen Fürsten, die nur ihr engeres Vaterland kennen und lieben, werden — das Weite suchen müssen.

Er wurde so in die Enge getrieben, daß er — das Weite suchen mußte.

Wer ist der revolutionärste Mensch? — Der Schauspieler Rott! Er macht alle Könige schlecht.

Es ist richtig: es ist mit dem Sultan nicht richtig!

Tausende, die nicht glauben wollten, mußten — daran glauben.

Die Gemälde (schreibt ein Agent an einen Kunstmäcen), die ich für Sie im Auge hatte, habe ich mir leider aus der Nase gehen lassen.

(Auf einem Kirchhof.) Ja, wie viel weiter hätten wir sein können, wären nicht von oben herab der Verfassung so viele Hindernisse in den Weg gestellt worden. Hier liegt der Hund begraben!

Bei einer Ehe, die der Himmel geschlossen, befindet sich im Anfang die Frau im siebenten Himmel, der Mann ist mit seinem Engel von Frau in den Wolken, und ist wie aus

den Wolken gefallen, wenn die Frau ihm aufhört ein Engel zu sein.

Aus einer Sylvesterrede: Wir haben nicht nur in den Tag hinein, wir haben ins Jahr hinein gesprochen!

Ich kann dem Autor keinen Geschmack abgewinnen, denn — er hat keinen.

Der Minister empfing die Vertreter der bedrängten Bank. Er war gern bereit, ihnen sein Ohr zu leihen, aber auch nichts Anderes.

Die Rede war denn doch zu starker Tabak. Sie mußte Allen — in die Nase gehen.

Der Herr Oberhirte — der aus seinem Amt gejagte Bischof — kann es ruhig mit ansehen, denn er hat längst sein Schäfchen ins Trockne gebracht!

Er drischt doch nur leeres Stroh, trotz seiner — Flegelhaftigkeit.

Der Herr Redner spricht in den Wind, weil alle seine Ideen — aus der Luft gegriffen sind.

Cavour ist es, der den Italienischen Stiefel — auf den Strumpf gebracht hat.

Der Abgeordnete gab uns doch nur ungewaschenes Zeug, obgleich er es mit einem feudalistischen Antrag vom reinsten Wasser zu thun hatte.

In den gesegneten Verhältnissen eines absoluten Mondscheins werden ihm nie mehr die Haare zu Berge stehen.

Er blieb dabei kalt und ruhig. Er hat ein zu dickes Fell, um aus der Haut zu fahren.

Mit dem freudigen Ausrufe: „hic haeret aqua“ begrüßt mancher abgelagerte Staatskünstler die Mineralquelle, die vermeintliche Quelle des Heils und der Heilung. Aber schon nach wenigen Wochen übersetzt Fama jene lateinische Hoffnung

in den Deutschen Nachruf: Hier liegt der Hund begraben!

Auf eine andere Weise treibt der wortspielende Witz mit zwei Worten sein Spiel. Gleichviel, ob diese Worte sinnverwandt sind, oder nicht, der Witz findet hier einen guten, fruchtbaren Boden, auf dem die schönsten Sinnpflanzen aufgehen können. Er läßt die Worte mit einander, in einander, gegen einander gehen, parallel, diagonal und dos à dos, immer finden sich Berührungspunkte, immer entwickeln sich aus der chemisch-spirituellen Reaction auf einander Crystallisationspunkte zu attischem Salz. Er läßt sie an einander schlagen wie Stahl und Stein, um den zündenden Funken zu entlocken. Er läßt Südpol und Nordpol sich anziehen und wieder abstoßen, immer erzeugt sich ein elektrisches Fluidum, das, wie das physikalische, auch bewegende Kräfte in sich schließt und nicht nur analoge und verwandte, sondern die entgegengesetztesten und widerstrebendsten Ideen mobilisirt. So kommen die eigenthümlichsten Pointen zu Stande, Gedankenblitze, Leuchtkugeln, Schlag- und Stichwörter, Geißelhiebe, Redeblumen, die bei ihrem düftigen Witz ihren satyrischen Dorn in graziöse Baumwolle einzuwickeln verstehen. Vorzugsweise ist es die Antithese, die hier reiche Nahrung findet, wie dies in dem Kapitel über die Antithese an einzelnen Beispielen deutlich nachgewiesen wird. —

Die Worte „Zeit" und „Geist", zwei Worte inhaltschwer, geben Saphir ein ausgiebiges Thema zu spielenden Variationen:

„Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsre Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hülfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die

schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsre Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritte er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazukommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten oder betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel!

Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen, so hat sie zwei curios zusammengewachsene Wortkinder „geistreich“ und „armselig“, welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen „geistarm“ und „reichselig“. — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so unge-

bildet als unsre Zeit, und nichts so eingebildet, als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist der einzige Zeitvertreib. Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen; so lange sie leben, möchten sie beide gern vertreiben und umbringen, sie wissen garnicht, wie sie sie loswerden sollen, ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: „Ach das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!“ Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem

Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben, während wir auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau, wie jede Frau, und der Geist ein Mann, wie jeder Mann, d. h. wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-mann, nur so lange man ledig ist, ist man Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Charakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann. Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe" selbst ist ein Buchstabenbild: Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jeder Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein o oder ein ach!

Bei unserm Zeitgeist hat der Herr Gemahl: Geist auch wenig mitzureden, die Frau Gemahlin: Zeit kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe, der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksal kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel anhat, der Geist steht also unter dem Pantoffel der Zeit; und die Zeit, wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahinläuft, führt einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: „Der Zeitgeist herrscht vor!“ so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will blos herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist blos durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allen dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rhachitisch und scrofulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junger Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der ächte, braucht keine besondere Zeit. Der ächte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Partheigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit. Dieser Partheigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter Faustschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, und sieht

auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf denen man sehen könnte, was an dem Geiste ist. Wenn wir z. B. eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserm Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: „Entschuldigen Sie, ich habe keine Zeit!“ Niemand hingegen sagt, „entschuldigen Sie, ich habe keinen Geist.“ Tausend Menschen sagen: „Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!“ Kein Mensch aber gesteht: „Ach mein Geist ist mir so karg zugemessen!“ Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen; kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu sein. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist blos ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer, das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer: Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein je mehr sie

sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen, und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heirathen, deren Frauen kann man füglich ihre Taschenfrauen heißen. Denn wenn jetzt unsere Männer heirathen, so sagen sie nicht: „Ich heirathe ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“ sondern sie sagen: „Ich heirathe hübsche, brave, tugendhafte 20,000 Gulden, sie haben auch etwas Mädchen.“ Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt. Die Modefräuleins, das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen habe, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaften edlen Frauen, das sind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemühtshimmels hoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und stimmen uns selbst höher, heil'ger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird?

Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen,

liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht unserm Zeitgeist mit den Frauen wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und die Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf die Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig, ohne vor- oder nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deshalb, wenn man jetzt so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man sie ein bischen besitzt, laufen sie einem ab.

Worin liegt alles das? In unserm Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittich einfachen Weiblichkeit bei ihnen so ganz verflüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schöne Altar in der menschlichen Brust: der Altar, auf dem die Flamme der wahren göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den äußern Tempeldienst dieser Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Ritterlichkeit und die bildende, chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sind. Wahrlich ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen ent-

flohen, dieſes Herz kann wohl aus den bunten Glasfenſtern ſeiner Anſicht das Leben hinaus färbig anſehen, aber durch dieſes Fenſter hinein zu blicken, muß es im Herzen öde und zerfallen und traurig finſter ſein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt aber keine Menſchen; wir beſäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitſamkeit, die Tugend der Dachſe, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir beſäßen keine menſchlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unſer Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es ſchlagen und pochen; unſere Lippen würden zucken und fluchen, durch die Frauen lernen ſie küſſen und beten; unſere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen ſie flehen und weinen; wir würden die Hand ſchütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden eſſen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und ſchlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden ſchlafen und ſchnarchen, die Frauen lehren uns ſchlummern und träumen. Ohne Frauen würden wir die Schöpfung beherrſchen, durch die Frauen lernen wir ſie bewundern. Die Natur der Männer beſteht darin, die Frauen zu ſuchen, ihr Glück darinnen, ſie zu lieben, aber ihre Größe beſteht nur darin, ſie zu achten. Im Buche des Lebens ſind die Männer die langen und ſtarken Capitel, aber die Frauen ſind die Mottos zu dieſen Capiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geiſt und mehr Gemüth liegt als in dem ganzen dicken und breiten Capitel. Das Unglück bei dieſem Lebensbuche beſteht nur darin, daß das Motto und ſein Capitel nicht immer zuſammen paſſen, und manchmal geht ſo ein Motto durchs ganze Leben und ſucht ſich alle Augenblicke ein anderes Capitel. In den

Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzkammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen sein — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten wollen sie die Frauen gewinnen; große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden!

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt, zuerst nimmt es Briefe an, dann Paquete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den ersten Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Paquet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur recommandirt dürfen sie nicht sein, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten recommandirt, die recommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe des Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fässer, sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz ein Mal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hinein geht, und füllt sie dieses Herz dann mit

einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wieder nehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; sowie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen alles nehmen; sie haben nicht sowol zu wenig Zeit, um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist, um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! Die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Geselligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist der Gesellschaften, denn es geht mit dem Geiste der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern; jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftsgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wange roth und nicht eine erröthet, Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich, um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich, um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut, um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreis-Hauptmann, der Kreis kreist furchtbar und gebährt eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! Das Genie verschmäht allen Stoff,

eine jede Frau ist aber ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten Zeug. Es giebt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück giebt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrähtiger Stoff, und zweidrähtige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dem Menschen gesund, weinen ist der Menschheit gesund; Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigern Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Nebenmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim, denn wie manche edle Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu schätzen und zu benützen, dem Glücklichen ist die Zeit nur ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besondern kleinen Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Un-

ſtern über ſeinem Haupte; manche Roſe, die das Weib Morgens vor ihr Herz ſteckt, ſteckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das iſt der Triumph der Menſchlichkeit im Menſchen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmeſſer alle Herzensrinden abſchält, und ihre reine Herzen zuſammenklingen in einen Seufzer, und zuſammenfließen in eine Thräne, und zuſammenſchmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesſtadt des Mitleids in der menſchlichen Bruſt aus ihrer Aſche immer wieder neu erſteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menſchen alle Wunden, welche das Schickſal ſchlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majeſtätiſchen Stirne der Menſchheit prangen.

Die Antitheſe.

Dieſe Redefigur ſtellt Dinge, Vorſtellungen, Sätze zuſammen, die im Leben, in der Idee einander gegenüber ſtehen. Es bilden ſich auf dieſe Weiſe eigenthümliche Contraſte. Das Verſchiedene wird verähnlicht, das Getrennte wird vereinigt. Die abweichendſten Dinge werden unter Einen Hut gebracht. Die contraſtirenden Gegenſtände platzen an und auf einander und erzeugen das ſinnvolle Erleuchten, den zündenden Blitz. Immer muß das Tertium comparationis gefunden werden, immer muß ſich aber auch ein Blitz oder doch ein aufblitzendes Wetterleuchten erzeugen. Das Sprüchwort „Heute roth, morgen todt“ iſt eine Antitheſe, aber keine witzige Antitheſe, zu einer ſolchen wird ſie erhoben, wenn ich über ein politiſches Chamäleon das Urtheil fälle: Heute roth, morgen — ſchwarzweiß, oder wenn ich, in Umdrehung des Satzes, von einem Krebſe ſage: Heute todt, morgen roth. Der Witz

vermittelt, versöhnt das sich gegenüber Stehende, er löst d
Widersprüche, baut die Axe für Nordpol und Südpol. J
schroffer die Widersprüche, je unmerklicher die Lösung, des
drastischer die Wirkung. Es ist eben Sache des Witzes, d
Tangenten oder den Berührungspunkt verschiedener Kreise au
zufinden. Die Verschiedenheiten sind sehr verschiedener Ar
Die Ursache entspricht nicht der Wirkung, das Subjekt he
widersprechende Prädikate, das Hauptwort ein Beiwort, da
scheinbar oder in Wirklichkeit nicht zu ihm paßt. Desinit i
piscem mulier formosa superne. So bilden sich Gegensätze
selbst Paradoxe, die den simplen Verstand stutzig machen, di
aber vor der Sonne des Witzes wie Nebel zerfließen. Was
geht weiter aus einander, als Sinn und Unsinn? Der Witz
vereinigt sie in dem Satze: Es gibt einen Unsinn, in dem ein
gar tiefer Sinn liegt.

Schlagend ist die Aeußerung des zweiten Cato: Ich will
lieber, daß man mich frage, warum ich keine Statue bekomme,
als, warum ich eine? Cato würde hier (nach Jean Paul)
ohne das Rochieren der Sätze weniger glänzen und siegen.

Young sagt von einem Zerstreuten: Er macht sich einen
Denkzettel, um etwas zu vergessen.

Aehnlicher Natur ist die bekannte Aeußerung Talleyrands,
daß dem Menschen die Sprache gegeben sei, um — seine
Gedanken zu verbergen, oder die Bemerkung, daß die Frau
ihre Reize verhülle, um — sie recht hervortreten zu lassen.

„Noch einen solchen Sieg und — ich bin verloren," hat
Pyrrhus von Epirus gesagt, Gerson aber sagt: Meine
Niederlage ist — mein Triumph! Der elektrische Schlag
erfolgt hier durch ein Volteschlagen der Sprache.

Als Parmenio dem Alexander bemerkte: „ich würde die
Vorschläge des Darius annehmen, wenn ich Alexander wäre,"
antwortete dieser: „ich auch, wenn ich — Parmenio wäre!"

ine feinere und zugleich derbere Abfertigung kann man ſich um denken.

Es gibt nichts Höheres und Freudigeres, als ſeine Unſterblichkeit zu erleben. In ähnlicher Weiſe, wenn auch in einer andern Gedankenverbindung begegnen ſich die Gegenſätze in folgendem „Nachruf“:

Gekränkt, verkannt, der große Genius,
So lang' er weilte auf Erden.
Ach, daß man ſterben muß,
Um unſterblich zu werden.

Häufig ſind die witzigen Antitheſen nicht Gegenſätze, ſondern Sätze, die einander nur entgegen- oder gegenübergeſtellt werden. Wenigſtens liegt hier die Antitheſe und ihre Wirkung hauptſächlich in ihrer Gegenüberſtellung, die Gedanken mögen verwandt, oder ſich vollſtändig fremd ſein. Der Witz decretirt ihre Zuſammengehörigkeit, indem er das geheime Band auffindet, das Beide umſchlingt. Er verfährt dabei mit einer gewiſſen Tyrannei, indem er ſich das Recht anmaßt, Worte aus einem Satze herauszureißen und in den andern zu übertragen, ſie willkührlich umzuſtellen, zu gruppiren und zu metamorphoſiren, um andere Gedanken daraus zu geſtalten, aus einem Jean qui rit einen Jean qui pleure zu machen, oder einem lachenden Jean einen weinenden zur Seite zu ſtellen. Es entwickelt ſich daraus ein ſinniges Spiel, eine geiſtige Gymnaſtik, die zwei oder mehrere Worte oder Sätze um ſich wirft wie der Jongleur, ſie, geſchickt wie dieſer, auffängt und dabei den Beobachter in die Lage verſetzt, an den wechſelnden, ſchillernden Farben und der geiſtigen Manipulation ſich zu ergötzen.

Wie ſchön, geiſtreich und witzig definirt Schleiermacher die Eiferſucht: Die Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft. Das Spielen mit den Worten

„Eifersucht“ und „Leidenschaft“ erhebt sich hier zu einer gedanklichen Antithese.

Von einem Buche sagt der scharf kritisirende Lessing: dasselbe enthält viel Neues und viel Gutes, nur schade, daß das Neue nicht gut, und das Gute nicht neu ist. — Man könnte von manchen Leuten ähnlich sagen: Was im Buche gut ist, verstehe ich nicht, und was ich verstehe, ist nicht gut.

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Die Doppeldeutigkeit des Wortes „Brauchen“, einmal als „Gebrauchen“ und dann als „Bedürfen“, begünstigt hier die antithetische Gegenüberstellung und erzeugt die Lust des Hörers und Lesers an dem klingenden Spiel.

So klagt Jemand über die schlechte Zeit und sagt: Die Einnahmen gehören zu den Ausnahmen. Was wir brauchen, haben wir nicht, und was wir haben, können wir nicht brauchen. Was wir hatten, wurde uns gestohlen, und was wir haben, kann — uns gestohlen werden.

Wir leben nicht, um zu essen, wir essen, um zu leben.

Der Narr sagt, was er weiß, der Kluge weiß, was er sagt.

Wie unterscheidet sich Rothschild von Humboldt? — Jener weiß, was er hat, dieser hat, was er weiß.

Einen eigenthümlichen Unterschied findet Jemand zwischen einem ordentlichen und einem außerordentlichen Professor: Der ordentliche Professor weiß nichts Außerordentliches, der außerordentliche weiß nichts Ordentliches.

Hochzeit und Leichenfeier sind Gegensätze. Shakespeare legt Hamlet, erbittert darüber, daß seine Mutter unmittelbar nach dem Tode seines Vaters sich wieder vermählt, die beißenden sarkastischen Worte in den Mund: „Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! das Gebackene vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln.“

Ich unterhalte mich lieber, ſagt Voltaire, mit den lebendigen Todten, als mit den todten Lebendigen.

Wir haben arbeitende und nicht arbeitende Mitglieder; aber die arbeiten wollen, können nicht, und die arbeiten können, wollen nicht arbeiten.

Von ſeinem Hunde, den ein Anderer häßlich findet, ſagt ein Franzoſe: Oh, c'est sa laideur, qui fait sa beauté.

Eine ſchöne Antitheſe gibt Schiller in ſeinem Satze: Beſſer die allgemeine Schönheit ſein, als die gemeine ſein für Alle.

Von ſummariſcher Kürze ſind die Antitheſen: Summum jus, summa injuria. — Qui prouve trop ne prouve rien. — Zu viel Ehre iſt eine halbe Schande. —

Wer das Glück zur Mutter hat, dem iſt die ganze Welt Vetter.

Die Alten behaupteten: Glücklich iſt nicht der, welcher beſitzt, was er wünſcht, ſondern der, welcher nicht wünſcht, was er nicht beſitzt. (Beatus non qui habet, quae cupit, sed qui non cupit, quae non habet.)

Le superflu, chose très nécessaire. (Voltaire.)

Jeder thut, was er kann, aber nicht jeder kann, was er thut.

Was wir ſchuldig ſind, haben wir gethan, und was wir gethan haben, ſind wir — ſchuldig.

Wir wiſſen, was wir ihm verdanken, aber wir wiſſen nicht genau, was wir ihm — ſchuldig ſind.

Alles ſei wahr, was du ſagſt, doch ſage nicht Alles, was wahr iſt.

Der Leichtgläubige nimmt Alles für baare Münze, der Beſtechliche nimmt baare Münze für Alles.

Die Deutſche Geliebte hat den Beſten zum Liebſten, die Franzöſiſche hat den Liebſten — zum beſten.

Ich ſpreche von der Tribüne herab und — von der Leber herunter.

Es gibt Menschen, die so viel Geld haben, daß es ihnen an Zeit fehlt, ihr Geld todtzuschlagen, und es gibt Menschen, die so viel Zeit haben, daß sie selbst mit allem Gelde nicht wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen.

Man muß heutzutage betrügen, wenn man ehrlich durch die Welt kommen will.

Der Arbeiter sucht sich das Leben durch einen Bittern zu — versüßen.

Das Weib findet sich erst, wenn es sich in einen Mann verliert. (Börne.)

Ich bin stolz darauf, nicht stolz zu sein.

Mein einziges Wissen ist, daß ich weiß, daß ich nichts weiß.

Ich möchte oft darüber weinen, daß ich nicht weinen kann.

Er müßte darüber weinen, daß er nicht lachen kann.

Einer Frau ist nicht wohl, wenn ihr nicht — ein Bischen unwohl ist; wenn ihr nichts fehlt, dann fehlt ihr etwas.

Es ist zum Lachen, was Frauen — weinen können.

Es ist ein großes Glück, wenn man es versteht, unglücklich zu sein.

Es wird jetzt etwas Ehrliches in der Welt gestohlen.

Er — der es vortrefflich versteht, bekannte Persönlichkeiten nachzuahmen — ist das Original einer Kopie.

Er steht auf der höchsten Höhe der — Niedrigkeit.

Die Schwäche der Frauen ist — ihre Stärke.

Viele Menschen stehen finanziell so tief, daß sie sich nie zur Höhe eines Weinkellers erheben.

Mancher lebt so gut, daß er schon früh — zu einem bessern Leben übergeht.

Das jüngste Gericht ist eigentlich — das allerälteste.

Plinius schreibt: Ich muß Dir heute einen langen Brief schreiben, weil ich keine Zeit zu — einem kurzen habe.

Jemand rechtfertigt seinen spiritualen Durst durch die unwiderstehlich logische Bemerkung: Wenn ich Wein trinke, werde

ich ein anderer Menſch, dieſer andere Menſch will aber auch Wein trinken. Und wie ſchlagend iſt die klagende Kritik des immer durſtigen Studio's:

Es iſt ein Fehler im Schöpfungsplan,
Daß man das Freſſen nicht — ſaufen kann!

Was giebt es für größere Gegenſätze als „hinausgehen" und „hineingehen". Ich finde eine Brücke, ſie zuſammenzuführen, den Mörtel, ſie zu vereinigen, in einer Mahnung an die Weltmenſchen, am Oſterfrühlingstage in den Tempel der Natur einzutreten zu dem ſchönſten Gottesdienſte:

Mach Strike im weiten Gotteshaus
In Allem, was ſinnlich und ſündig.
Geh' eine Weile aus dir heraus,
Und — geh' eine Weile in dich!

Eine der vielen Deviſen unſerer induſtriellen Gegenwart heißt „Theilung der Arbeit." Mancher iſt aber mehr für Theilung — des Kapitals.

Das Putzen iſt den Frauen zur zweiten Natur geworden, und der Schneider ſchafft ihnen eine zweite Natur, vor der, oder hinter der ſich die erſte verſtecken kann.

Kain hat ſeinen Bruder phyſiſch todt geſchlagen; der civiliſirte Menſch der Gegenwart ſucht ſeinen Bruder moraliſch todt zu machen. Das iſt der ungeheuere Fortſchritt, den wir der Civiliſation verdanken.

Beſſer iſt ſchlechter als gut.

Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, iſt, — offenherzig zu ſein. (Börne).

Wenn man ſonſt Eine von Tauſenden nahm, nimmt man jetzt Tauſende von Einer.

Der Schauſpieler G. will Seydelmann vergeſſen machen, aber er erinnert ſtark an ihn.

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen der reichen männlichen Jugend und der ſchönen weiblichen Jugend? Jene iſt die jeunesse dorée, dieſe die jeunesse adorée.

Der Witz spricht oft in ganzen Antitheſenreihen. Er geht dabei von dem Mittelpunkt eines einheitlichen Gedankens aus, den er nach verſchiedenen Punkten des Kreiſes hinausträgt, oder er führt verſchiedene Ideen aus der Peripherie des Lebens, der Erſcheinung, der Dinge und Zuſtände auf einen gemeinſamen Mittelpunkt zurück. Immer iſt die Antitheſe der verbindende Radius. Die Cumulation der Antitheſen wird nur dann läſtig, wenn ſie zur Uebertreibung ausartet, wenn der Gegenſatz nicht ſchlagend genug iſt, oder nicht im Gleiſe des Klimax fortſchreitet.

Jeder rechnet im Leben mit andern Faktoren. Dieſer ſucht das große Unbekannte im Geldkaſten, jener im Gehirnkaſten; der lebt in den Tag hinein, jener arbeitet oder ſpricht in den Tag hinein; der hat ſeine Freude an Knöpfen, jener im Knopfloch, der ſucht Gräten, der Backfiſche; der will die ganze Welt befriedigen, — jener die halbe.

Der Diplomat beſitzt die Kunſt, mit vielen Worten nichts zu ſagen, und ſagt oft am meiſten, wenn er ſchweigt. Was er ſagt, das denkt er nicht, und was er denkt, das ſagt er nicht. Er beherrſcht das Wort und unterdrückt es zur Zeit. Er denkt Sturm und ſpricht Zephyr, er ſpricht weiß und ſieht — ſchwarz. Er iſt ſo klug, daß Keiner aus ihm klug wird, und er ſtellt ſich zeitweiſe ſo dumm, um — Andere dumm zu machen. Er thut wenig und thut viel und thut am meiſten, wenn er nichts thut, oder thut, als ob er thäte. Er benutzt das Gedächtniß, um — Manches zu vergeſſen, er ſpielt alle Rollen, um — eine Rolle zu ſpielen.

Der Journaliſt nimmt auf der Stufenleiter der bürgerlichen Geſellſchaft eine eigenthümliche Stellung ein. Sein Beruf iſt, keinen Beruf zu haben. Er geht beſtändig müßig, und hat immer zu thun. Zu Hauſe iſt er ſelten, und überall iſt er zu Hauſe. Er iſt der Sohn der Zeit und der Vater der Zukunft.

Ich spreche von dem modernen Reisen. Je mehr die Eisenbahnaktien steigen, desto mehr wird gereist, und je mehr gereist wird, desto mehr steigen die Aktien. Junge Mädchen reisen, um einen Mann zu finden, junge Frauen, um einen los zu werden. Manche Frau geht ins Bad der Kinder wegen, die sie hat, manche nur der Kinder wegen, die sie nicht hat. Die Badesaison trennt die Ehe auf 6—8 Wochen provisorisch und proclamirt für diese Zeit das Junggesellen-Stand-Recht eines unverletzlichen Cölibats. Muß sie ein warmes Bad haben, so ist ihm ein kaltes unbedingt nöthig, braucht sie Stahl, muß er Schwefel haben, verlangt ihr Zustand Salz, muß er sich kalt begießen lassen, will sie in Bädern Trente spielen, so muß er in Wiesbaden Quarante spielen, wenn es auch mit ihm Quarante sept steht.

Es wäre eine würdige Aufgabe der statistischen Congresse, die Zahlenverhältnisse der Bäder genau festzustellen. Es wäre von höchstem wissenschaftlichen Interesse, zu erfahren, wie viel Rentiers und Banquiers im letzten Sommer die Bäder besucht, wie viel Philologen, Pharmakologen, Physiologen, Phychologen, Geo-, Theo- u. a. „Logen", wie viel Stadträthe, Steuerräthe, Gewerberäthe, Gemeinderäthe, Hofräthe, Staatsräthe, Finanzräthe, Kriegsräthe, Posträthe, Sanitätsräthe, Medizinalräthe, Justizräthe, Geheimräthe und Wirkliche Geheimräthe, wie viel Dirigenten, Assistenten, Disponenten, Präsidenten, Professoren, Assessoren, Commissariusse, Diätariusse, Referendariusse, Justitiariusse und Supernumerariusse, wie viel Calculatoren, Conditoren, Collaboratoren, Auscultatoren, Registratoren, Doctoren, Pastoren, Directoren, Rec-, Lec-, Inspec- u. a. „Toren".

Es ist von hohem Interesse, zwei Dinge, zwei Personen, zwei Stände, zwei Zustände einander gegenüberzustellen, Vergleichspunkte aufzufinden und Unterschiede herauszukehren, sie gleichsam ein humoristisches pas de deux tanzen und die buntesten Stellungen und Gruppirungen bilden zu lassen.

So stelle ich dem Mann die Frau gegenüber und komme zu eigenthümlichen Antitheſen:

Der Staat gibt dem Leben und Streben des Weibes ſeine eigenthümliche Richtung. Der Mann lieſt die politiſche Zeitung, die Frau den Bazar. Der Mann ſtudirt das Hauptbuch, die Frau das Journal. Der Mann fragt: Wie ſteht mein Geſchäft, die Frau: Wie ſitzt mein Kleid? Der Mann ſieht nach dem Rechten, die Frau nach dem Spiegel. Der Mann fragt: Wie kommen die Courſe aus Paris, die Frau: Wann kommen die Moden aus Paris? Der Mann klagt, was er alles zu tragen hat, die Frau klagt, wie wenig ſie zu tragen hat. Der Mann ſeufzt: Wie viel brauche ich für meine Wirthſchaft? Die Frau fragt: Wie viel brauche ich zum Mantel? Der Mann ſucht ſich immer den Rücken zu decken, die Frau auch noch einiges Andere. Der Mann denkt daran, ſeinen Schnitt zu machen, die Frau denkt an die Taille. Der Mann geht nach Frankfurt und Leipzig, die Frau — zu Gerſon.

Sein und Haben, geiſtiges und materielles Vermögen, geben dem Erdenſohne ſeine Stellung in der Geſellſchaft, geben Anſehen, Macht, Genuß, Ehre. Sein und Haben ſind die wirklichen Hülfs-Zeitwörter der ſozialen Grammatik, obgleich Haben mehr Hülfszeitwort als Sein. Sein und Haben ſind Nordpol und Südpol der menſchlichen Exiſtenz. Sein iſt Kraft, Haben iſt Stoff. Sein iſt Beſchäftigung mit den höchſten Intereſſen des Lebens, Haben iſt Kapital. Sein heißt gut, Haben „Güter.“ Sein iſt der Gehirnkaſten, Haben der Arnheimiſche Schrank. Sein genießt Achtung und Vertrauen, Haben Auſtern und Champagner. Sein pflückt vom Baum der Erkenntniß, Haben vom Baum des Lebens. Sein iſt eine ideale Liebe, Haben — ein Mädchen für Alles.

Zwei Worte laſſen ſich wie zwei farbige Bälle hin- und herwerfen, ſo daß ſie bald zuſammenſchlagen, bald an einander vorüberfliegen, aber im Auge des Beſchauers den Eindruck der

bunteſten Farbenmiſchung und des heitern Farbenſpiels zurücklaſſen. Solche zwei Worte ſind z. B. Geben und Nehmen.

„Geben und Nehmen iſt Leiſtung und Gegenleiſtung, Ausgabe und Einnahme, Debet und Credit, Plus und Minus, Poſitiv und Negativ. Geben öffnet Hand und Herz. Nehmen ſchließt Hand und Geldſchrank und Nehmen iſt ſeliger denn Geben. — Wir geben uns die Ehre und nehmen uns die Freiheit. Welcher Scharfſinn der Sprache! Die Freiheit muß man ſich nehmen. Man nimmt ſich etwas, um etwas zu haben, aber man nimmt ſich das Leben, um es los zu ſein.

Wir nehmen Rückſicht und geben Nachſicht, wir geben Acht und nehmen uns in Acht. Wir geben unſere Entlaſſung und nehmen unſern Abſchied. Wir geben uns Mühe und nehmen uns zuſammen. Wir geben uns ein Air und nehmen. uns eine — Sie.

Die Kammern ſprechen oft ſehr vernehmlich und ſehr — vergeblich. Die kleinen Fürſten nehmen ſich in der Regel nichts. Man gibt uns eine Verfaſſung, aber wir wiſſen nicht, wie es zu nehmen, man nimmt uns Vieles, aber wir geben nichts darauf.

So mancher nimmt ſich groß vor und gibt klein bei. Ein guter Bankdirektor weiß ſich überall zu nehmen, das iſt nicht Jedem gegeben. Viele Kaufleute nehmen gern die höchſten Preiſe und geben das Hohe — Preis. — Wer eine Frau nimmt, der muß ſie — zu nehmen wiſſen. Denn Frauen können, wie ernſt ſie ſich's auch vornehmen, doch ſelten nachgeben. Sie nehmen ſelten das Wort, um gute Worte zu geben, und ſie geben dem Mann lieber zehnmal Schuld als einmal Recht.“

Dieſe Art der Antitheſe, die ſich um zwei Worte dreht, iſt meiſt ein leichtes, wenig in die Tiefe gehendes Spiel, ein organiſirtes Wortſpiel, das immerhin ſeine überraſchende und ergötzliche Seite hat.

Glauben und Wissen stellen idealere Stoffe und Gegensätze dar und müssen zu tieferen antithetischen Betrachtungen Veranlassung geben:

„Es ist ein Aberglaube, wenn man glaubt, daß es keinen Aberglauben gibt; hat doch fast jeder Glaube sein — Aber. Aber es ist kaum zu glauben, was Alles in der Welt geglaubt wird, ja, daß Viele wissen, daß sie glauben, wovon unmöglich zu glauben, daß sie es glauben, das ist das Unglaubliche an der Sache.

Der Glaube will ans Wissen nicht glauben, das Wissen will vom Glauben nichts wissen: das ist der Conflict des Glaubens mit dem Wissen.

Wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an. Die Frommen aber sagen: Wo das Wissen anfängt, da hört der Glaube auf!

Der Glaube baut Kirchen, das Wissen baut Schulen. Der Glaube ist Kanzel, das Wissen ist Katheder. Das Wissen ist eine Sonne, der Glaube ist auch eine. Aber jene gibt Licht, diese gibt Wärme.

Was ich nicht glaube, das läßt mich kalt, und was ich nicht weiß, das — macht mich nicht heiß.

Der Glaube hat Millionen erwärmt und Millionen — kalt gemacht, und Tausende, die vom Glauben nichts wissen wollten, haben — daran glauben müssen.

Ich weiß, daß ich mit Wissen Niemand ärgere, aber ich glaube, daß ich durch Wissen Viele ärgere.

Man glaubt nicht, was man jetzt Alles wissen soll, und man weiß nicht, was man jetzt Alles glauben soll!

Es ist vielleicht ein Glück, daß man nicht weiß, was ich glaube, aber es ist sicher ein Unglück, daß man nicht glaubt, was ich weiß.

Es gibt nur wenige Vielwiſſer, aber ſehr viele Vielglauber. Viele glauben mehr zu wiſſen, als ſie wiſſen, während Andere mehr zu glauben wiſſen, als ſie wirklich glauben.

Die Weiſeſten wiſſen, daß ſie nichts wiſſen, ob aber die Gläubigſten glauben, daß ſie nichts glauben, das — glaube ich nicht.

Auf einen Glaubenswechſel wird viel gegeben; dem Wiſſen aber glaubt man auch — ohne Wechſel.

Der Glaube geht in die Höhe, das Wiſſen geht in die Tiefe, und die Wahrheit — liegt in der Mitte.

Das Wiſſen rechnet nur mit beſtimmten Factoren, der Glaube mit unbekannten Größen. Der blinde Glaube ſieht Viel und glaubt ungeſehen, das Wiſſen aber ſagt: Man muß es ſehen, um's zu glauben!

Das Wiſſen entſchleiert die Dinge, der Glaube — nimmt den Schleier. Der Glaube ſagt: „Ora“ das Wiſſen: „Labora“! Das Wiſſen erbaut Laboratorien, der Glaube erbaut ſich an Oratorien. Das Wiſſen geht in Fleiſch und Blut, der Glaube knabbert an alten Knochen. Das Wiſſen klaubt am Buchſtaben, der Glaube klebt am Syllabus. Das Wiſſen vermindert die Ochſen, der Glaube erzeugt Bullen. Das Wiſſen führt zu Kapital, der Glaube führt — zum Kapitol. Das Wiſſen macht reich, der Glaube macht ſelig. Die meiſten Jetztmenſchen wollen aber eher reich als ſelig ſein.

Ob Rothſchild durch Wiſſen reich geworden oder reich an Wiſſen iſt, das weiß ich nicht, ob er viel glaubt, das weiß ich auch nicht, aber das weiß ich, daß Keiner ſo wie er es verdient, ein Gläubiger zu heißen.“

Jurist und Mediziner vertreten ganz besondere spezifische Thätigkeiten. Doch gibt es eine Menge von Berührungspunkten, in denen sie zusammentreffen und eine Anzahl von Verschiedenheiten, die sich in der Form des Parallelismus antithetisch ausprägen lassen.

Der Jurist will das gesunde Recht, der Arzt die rechte Gesundheit. Jener vertritt das Corpus juris, dieser das Jus corporis. Des Juristen Sache ist die Rechtspflege, des Arztes Sache die rechte Pflege. Der Jurist beschäftigt sich mit Digesten, der Mediziner mit Indigestionen, jener reponirt Akten, dieser — Brüche.

Auch der Arzt führt täglich viele Prozesse, die Krankheitsprozesse, er beschäftigt sich mit dem Athmungsprozeß und setzt dem Scheidungsprozeß durchaus keine Schwierigkeiten entgegen. Den Verdauungsprozeß macht er oft zu einem Bagatellprozeß, der dann wieder leicht zu einer Alimentenklage führt. Wenn der Jurist die langen Prozesse liebt, so wird vom Mediziner oft ein kurzer Prozeß gemacht. Des Arztes längster Prozeß ist leider meist sein Liquidationsprozeß. Arzt und Jurist haben es beide mit Klagen zu thun. Aber den juristischen Klienten wird eine Eingabe verordnet, den medizinischen wird das Verordnete eingegeben. Diese klagen, nachdem sie oft lange eine sitzende Lebensweise geführt, jene müssen, nachdem sie geklagt, oft lange eine sitzende Lebensweise führen. Die juristischen Klagen werden durch Verjährung abgeschnitten, dem Arzte gegenüber giebt es keine Verjährung, je verjährter, desto mehr wird geklagt. Wer vor dem Richter nicht zur rechten Zeit erscheint, wird contumacirt; auf medizinischem Gebiet werden nur Pestkranke in contumaciam verurtheilt. Das gemeinschaftliche Streben Beider, des Arztes und des Juristen, ist die Restitutio in integrum. Aber der Arzt giebt seinen Pflegebefohlenen vom Baume des Lebens, der Jurist vom Baume der Erkenntnisse.

Der Arzt ist der Richter in Krankheitsprozessen und oft ein Richter über Leben und Tod. Der Jurist sucht das gekränkte Recht wieder herzustellen, die luxirte Ehre wieder einzurenken, das gebrochene Wort und die gebrochene Treue leidlich zusammen zu kleistern. Er vertheidigt das angegriffene Recht durch die schneidende Waffe des Worts, durch den scharfen Geist, durch spitzen Witz.

Der Mediziner greift den Feind an durch Pulver, durch Blei und dergleichen, und stets führt er sein Percussionsgewehr bei sich. Der Jurist curirt die leicht verletzten Rechte der Unmündigen, als Curator, der Arzt beobachtet die Pupillen seiner Klienten und sucht die Diagnose pupillarisch sicher zu stellen. Denn die ärztliche Thätigkeit beginnt da, wo die juristische aufhört, beim Erkennen, und der geheimste Medizinalrath ist stolz darauf, ein guter Auscultator zu sein. Auch der Mediziner hat sein Zellensystem, auch der Mediziner dekretirt die Isolirhaft, Stubenhaft bei Wasser und Weißbrot, und seine Untersuchungshaft ist, wie dies billigerweise überall sein sollte, nur von kurzer Dauer.

Die Juristen haben ihren Stahl, die Mediziner ihren Ringseis und auch noch Kranichfeld. Wenn der Arzt sich unterfängt, zu hören, was im Innern des Herzens vorgeht, dann ist es wohl hohe Zeit, daß die Wissenschaft umkehre, und mit Fug und Recht wird Jeder, der zu Amt und Würden gelangen will, zuvor einen Eid de ignorantia leisten müssen. —

Juristen und Mediziner haben beide ihre Praxis. Aber das Volk versteht unter Doctor immer nur den Arzt und der Doctor der Rechte ist ihm nicht der rechte Doctor. Freilich wird auch beim Juristen tüchtig geschröpft, auch er versteht es, gehörig zu schneiden, und großartige Operationen zu machen, wenn auch ohne Aether, doch mit Rücksicht auf avoir. Daher ist auch die Praxis aurea, welche die Mythe dem ärztlichen Stande beilegt, jetzt auf den juristischen übergegangen.

Die Erträge der Aerzte sind jetzt kaum erträglich zu nennen; die Menge muß es bringen, Majorität ohne Autorität, das sind ihre Lamento's. Daher denkt auch mancher Doctor der Heilkunde weniger an's Heil, als an Kunden und ruft täglich mit Göthe aus: Grau, Freund, ist alle Theorie, doch gräulich ist die Praxis.

Die Thätigkeit des Arztes ist unbedingt die mühevollste und gefahrvollste von der Welt, und es ist gewiß rühmlich anzuerkennen, daß die humansten Männer, wie Petsch und Kunzemann, Daubitz und Hoff bemüht sind, den Aerzten wenigstens einen Theil ihrer anstrengenden Arbeit abzunehmen. Welche Klasse der Bevölkerung hätte sich noch einer so bereitwilligen Theilnahme und Unterstützung zu erfreuen? Und wer möchte es wagen, die idealen Verdienste des Arztes durch eine plumpe materielle Belohnung herabzusetzen? Ist es nicht schon hart genug, daß seine Thätigkeit oft ohne Erfolg bleibt, und daß die ganze ärztliche Kunst gar Vielen Veranlassung zur Richtigkeits-Beschwerde giebt! Ja dem Arzte wie dem Juristen liegen seine bedeutendsten Leistungen im Staube vergraben, aber nur jenen trifft fast täglich für sein Wirken die beschämende fromme Kritik: Was Gott thut, das ist wohlgethan. So führt die Medizin zum Glauben, wie der Glaube zur Medizin führt. Wenn der Glaube irgendwo selig macht, so ist es der Glaube an den Arzt und seine ärztliche Kunst, und in der That, der Glaube hat in der Medizin Unglaubliches geleistet. Man glaubt nicht nur an den creirten Doctor, sondern an jede doctörichte Creatur und von Schönlein zu Peschke ist nur ein Schritt.

Was ist Krankheit und was ist Recht? Diese Definitionen haben den geistreichsten Köpfen schon Schmerzen gemacht. Für den Juristen giebt es eine Unzahl von Rechten: Naturrecht, Erbrecht, Eherecht, Staatsrecht, Kirchenrecht, Wechselrecht, historisches Recht, Römisches Recht, ja sogar ein Deutsches Recht,

und es wäre schwer zu entscheiden, welches das rechte Recht ist, wenn nicht den meisten Menschen alles recht wäre. Für den wirklich guten Arzt giebt es nur Ein Recht: das Naturrecht, nur Ein Gesetz: das Naturgesetz. Wer auf dem Boden dieses Gesetzes steht, der wird erhaben sein über das wankelmüthige Urtheil der Welt, und im Bewußtsein, hier und dort seine Schuldigkeit gethan zu haben, sich sagen:

Das Leben ist nun einmal der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist — die Schuld.

Die Alten müssen die Medizin für viel schwächer und unzuverlässiger gehalten haben, als die Jurisprudenz. Denn sie haben dem Heilkünstler eine Menge von Gottheiten zum Schutze an die Hand gegeben, während der Rechtsbeflissene sich mit Einer begnügen muß, die noch dazu dem schwachen Geschlecht angehört. Daß Themis blind ist, hat gewiß seinen außerordentlichen Werth. Denn wenn sie sähe, was Alles unter ihrer Firma bei uns vorgeht, sie wäre entweder schon längst aus den Wolken gefallen, oder in die Nothwendigkeit versetzt, alle Augenblicke ein Auge zuzudrücken, was für ein göttliches Individuum höchst unbequem wäre. Die Zunge an der Themiswaage deutet übrigens auf eine sinnreiche Weise auf das mündliche Gerichtsverfahren hin; aber trotz alles Vertrauens legt doch so Mancher sein Recht in die Schale der Themis, mit dem frommen Wunsche: O sei mir wohl gewogen!

Keine Kunst ist so gesegnet an Gottheiten wie die ärztliche. Apollo, Aesculap, Hygiea, Lucina und andere hochgestellte Persönlichkeiten stehen mit dem Doctor in beständigem Rapport. Und doch hat in der neuern Zeit sich noch eine Gottheit bei den Aerzten habilitirt, der Mercur. Man darf sich freilich darüber nicht wundern. Mercur ist der Gott der Kaufleute,

und die Aerzte gehören ja nach Preußischer Logik unters Gewerbegesetz.

Trotzdem aber der Arzt unter so starker göttlicher Escorte an's Krankenbett tritt, läßt sich der Kranke doch nicht immer an Einem Arzte genügen. Von einem Arzte wird an zwei, von Zweien an drei und mehr ärztliche Richter appellirt. Wo in höherer Instanz mehrere Richter zusammentreten, da ist meist eine Freisprechung in Aussicht — vor dem jüngsten Gericht, das eigentlich das allerälteste ist. Eine solche richterliche Berathung nennt man ein Consilium, das meist nichts anderes ist, als ein Consilium abeundi. Daß sich die Richter dabei nach Römischem Recht in Römischer Sprache unterhalten, hat die gute Wirkung, daß der Kranke auf eine zarte Weise mit einer todten Sprache bekannt gemacht wird. Es braucht eben so wenig bemerkt, als verschwiegen zu werden, daß das consultirende Deutschland nicht immer einig ist. Aber als Verläumdung ist es zu bezeichnen, wenn die Etymologen von ärztlichen Consultationen das Wort Rath-Schlagen herleiten wollen. Durch so bedenkliche Consultationen arbeiten übrigens die Aerzte schließlich den Juristen in die Hände. Denn in der Scheidestunde hat auch der größte Pantoffelmann einen Willen, nur schade, daß sein erster Wille zugleich sein letzter ist und er es schnell inne werden muß: des Menschen Wille ist sein — Himmelreich.

Eine concretere Gestaltung gewinnt die Antithese in der Vergleichung bestimmter Persönlichkeiten. Die Gesichtspunkte sind hier enger und begrenzter, die charakteristischen Merkmale sind nicht die des Genus, sondern die der Spezies, die allgemeinen Eigenschaften gehen in individuelle Eigenheiten auf, und die historische Wahrheit verlangt auch, dem freien Humor gegenüber, sein volles Recht. Ist die Behandlung darum eine

schwierigere, so ist der Erfolg gerade deshalb, weil der Stoff in einen engen Rahmen gefaßt ist, von größerer Wirksamkeit und Nachhaltigkeit.

Wir geben als Beispiel einer solchen Parallele folgenden Vortrag:

Zwei Größen.

Vor einigen Jahren sind in Paris an einem Tage zwei bedeutende Männer in hohem Alter gestorben, Rossini nnd Rothschild, der Meister der Tonkunst und der Meister der Finanzkunst. Von beiden ist zu singen und zu sagen. Beide waren so groß, daß jedes Kind sie kennt. Beide hatten großartige Verdienste! Beide hatten ihre klingende Beschäftigung; Beide machten in Noten; Beide genossen die höchste Achtung und die besten Austern.

Rossini war tonreich, Rothschild war steinreich. Rossini hat von den Pfandbriefen der Kunst und der Freude alle Woche seinen Ariencoupon abgeschnitten, und Rothschild pflegte zu sagen: Geld ist Musik, wenn auch für die meisten Menschen Zukunftsmusik.

Rossini war der Rothschild der Musik. Sein Portefeuille war seine Mappe, sein Notenkasten war sein Arnheim. Das Theater war seine Börse; sein Papier wurde gern genommen; seine Aktien hatten einen hohen Cours; männliche und weibliche Theaterbanquiers honorirten seine Anweisungen, und wenn sie Metall hatten, war die Stimmung eine angenehme.

Rossini war ein Italiener, Rothschild war auch einer. Jener wußte zu komponiren, dieser zu disponiren. Jener wurde groß durch Opern, dieser durch Operationen, bei denen er nicht selten seinen Schnitt machte. Rossini liebte das Vorschlagen, Rothschild hat stark gehandelt. Rossini dachte an Discant, Rothschild mehr an Disconto. Roth-

schild kam's oft auf ein Viertelchen an, Rossini schon auf ein Achtel und ein Sechszehntel.

Rothschild und Rossini standen beide beständig auf dem Repertoire der Zeitgeschichte. Aber Rossini wirkte für die Bretter, die die Welt bedeuten, Rothschild hatte seine Wirksamkeit bei der Weltbühne selbst, und bei den verschiedensten Völkerkonzerten spielte er die erste Geige und gab selbst den Ton an. Rossini schuf für alle Nationalitäten, Rothschild hatte sie alle in der Tasche: Italiener, Spanier, Türken, österreichische Franzosen und englische Russen.

Rossini hat Tausende für sich eingenommen, Rothschild hat Millionen für sich eingenommen, für sich und seine Nachkommenschaft.

Rothschild zeigte, wie man Häuser baut, Rossini, wie man Häuser macht. Rossini machte den Theaterzettel, Rothschild den Courszettel. Rossini schlug durch, Rothschild ließ zeitweise losschlagen.

Rothschild wurde viel angepumpt, Rossini wurde viel bestohlen, weshalb er ein Lied zu singen wußte von der diebischen Elster.

Rossini sang sein Stabat mater; vor Rothschild aber standen sämmtliche Landesväter, und er wußte mit ihnen fertig zu werden durch einen Accord.

Rossini war Meister der Kapelle, Rothschild war Meister der Synagoge. Rossini schwärmte für Moses und Mohammed, Rothschild für Moses und die Propheten. Rossini hatte es mit einer Italienerin zu thun, Rothschild mit Lombarden. Rossini hat Hoch und Niedrig durch seinen Barbier unterhalten, Rothschild manchen Allerhöchsten — eingeseift.

Nun ist das Spiel zu Ende, das Spiel der Saiten und das Spiel der Börse. Ein höherer Meister hat dem Schwan von Pesaro das Finale diktirt und dem Krösus von Ferrières seinen Ultimo.

Nun sind sie Beide depossedirt; ihre Töne sind verklungen, ihre Lebensaktien sind amortisirt. Sie sind flöten gegangen, nachdem sie noch die letzten Tage ihres irdischen Daseins die Engel im Himmel pfeifen gehört, um sich langsam auf die Harmonie der Sphären vorzubereiten.

Rossini und Rothschild, dieses eigenthümliche Duo, ist außer Cours gesetzt. Aber beide leben im Konversationslexikon der Weltgeschichte. Beide waren groß in ihrer Art. Beide haben ansehnliche Schätze hinterlassen, wenn auch Mancher denken mag: den Unterschied möcht' ich reich sein!

Wir glauben schließlich noch einer Dichtungsform Erwähnung thun zu müssen, die recht eigentlich dem Gebiete der Antithese angehört. Es ist dieß die Tenzone. Sie hat in Italien ihre Heimath und verdiente es wohl, bei uns naturalisirt zu werden. Sie ist gewissermaßen ein poetisches Duell. Zwei Gegenstände oder auch Gegensätze treten auf Versfüßen in die Schranken; jeder will seine Priorität und Superiorität mit den Waffen scharfer Logik und spitzen Witzes erstreiten; von beiden Seiten wird wacker gekämpft, bis es schließlich zu einer Versöhnung, einem Compromiß kommt, der wo möglich die beiderseitigen Ansprüche befriedigt. So treten auf die Mensur der Tenzone: Tag und Nacht, Sonne und Mond, Sommer und Winter, Liebe und Freundschaft, Kalt und Warm, Wein und Wasser u. dergl. mehr.

Als Probe möge hier die Tenzone „Schuh oder Stiefel"*) eine Stelle finden.

---

*) Diese Tenzone ist von mir und einem Freunde in der Weise gearbeitet worden, daß wir Strophe um Strophe uns einander zusandten, und jede Strophe die Gegenstrophe hervorrief. So kam ohne weitere mündliche Verabredung (wie es immer sein soll) das trochäische Kind zweier Eltern in die Welt.

Schuh oder Stiefel.

Eine Tenzone.

L. Kraftgestählet, kampfgerüstet,
Deinen Handschuh warfest du.
Doch bei Licht beseh'n, (wie ledern!)
Dieser Handschuh ist ein Schuh!
Nun, ich hab' ihn aufgenommen,
Meine Kugel ist im Lauf.
Gegen deines Schuhs Vergötterung
Mit dem Stiefel tret' ich auf.

K. Mit dem Stiefel magst du poltern,
Stampfen, daß die Erde bebt,
Doch wo leichte Füße wallen,
Wo die Schönheit züchtig schwebt,
Wo der Grazien Spur dich locket
Mit geheimer Poesie,
Wird der Schuh dich ahnen lassen,
Was ihm Reiz und Zauber lieh.

L. Ob die Grazie, ob die Schönheit
Auch dein Schuh vertreten mag,
Auch der Stiefel ist nicht unschön,
Deckt ihn glanzvoll Wichs' und Lack.
Schlüpfest, opfernd Terpsichoren,
Schweißes triefend du dahin,
Trägt mein Stiefel, kraftgeboren,
Leicht den Fuß durch Dick und Dünn.

K. Freund, in manchen Lebenslagen
Reicht die bloße Kraft nicht zu,
Dich durch Dick und Dünn zu schlagen,
Borgst du dir den Ueberschuh.
Wenn dein Stiefel, doppelsohlig,
Dich bei jedem Schritt beschwert,
Ruht im Schuh, so weich und wohlig,
Sich der Fuß am Friedensheerd.

L. Unterm Schutze holder Laren
Fröhnest du der süßen Ruh,
Wärmst im dolcesten far niente
An dem Heerd den Friedensschuh. —
Doch das Leben ruft zum Kampfe!
Wo bleibt der Soldat, der Mann?
Recht und Freiheit zu beschützen,
Zieh — Kanonenstiefel an!

R. Bleib' mir mit Kanonenstiefeln!
Ich verharr' in stolzer Ruh',
Auch du eilst durch Kampf zum Frieden,
Kämpfst in Stiefeln für den Schuh.
Daß dem König Frieden werde,
Steht das Volk in Waffen ein:
Jeder Schuh der deutschen Erde
Soll mit Blut vertheidigt sein!

L. Für den deutschen Boden kämpfend,
Jeden Schuh vertheidigst du,
Doch im heut'gen Kampfe giebst du
Preis, wofür du kämpfst, den Schuh.
Mit dem Schuh, der halben Elle,
Kommt man heutzutag' nicht weit.
Blücher's Siebenmeilenstiefel
Bringen vorwärts Welt und Zeit.

R. Trägt der Siebenmeilenstiefel
Ueber Maaß und Ziel dich fort,
Mahnt der Schuh dich, Maaß zu halten
Schritt für Schritt in Werk und Wort;
Schnell zum Abgrund rollt der Wagen,
Treibt nur vorwärts die Gewalt,
Hemmend deinen Fortschrittsstiefel,
Mit dem Hemmschuh ruf' ich Halt.

K. Mich gemahnst du, Maaß zu halten,
Der ich nie das Maaß vergaß?
Stell' ich höher doch den Stiefel,
Weil ihn höher stellt das Maaß.
Niedrig ist dein Schuh, und Niedres
Muß in ihm verkörpert sein.
Darum rath' ich unmaaßgeblich:
Carlos, steck den Degen ein!

M. Niedrig wär' der Schuh, Vermeßner,
Weil er klein und niedlich ist? —
Auch auf ellenhohen Socken
Bleibst du doch nur was du bist.
Im Cothurn, dem Götterschuhe,
Wohnen Hoheit, Macht und Recht,
Doch der Stiefel tritt tyrannisch
Nur im Staub den Stiefel-Knecht.

K. Mit dem Stiefel, wackrer Ritter,
Gehst du seltsam ins Gericht,
Siehst im Stiefelaug' den Splitter,
Doch im Schuh den Balken nicht.
Weißt du nicht, wie zum Pantoffel
Langsam sich dein Schuh verflacht?!
Aufs Gesammtgeschlecht der Männer
Dehnt sich des Pantoffels Macht.

M. Wenn dein Stolz in hohen Stiefeln
Dem Pantoffel unterliegt,
Muß ihn Höh'res wohl beseelen,
Was den starren Trotz besiegt.
Vor des Weibes stiller Hoheit
Stehst beschämt, entwaffnet du,
Willst du Sporen dir verdienen,
Komm' und kämpfe für den Schuh.

L. Dem Pantoffel gegenüber,
Der in die Arena tritt,
Mäßigt im Manſchettenfieber
Sich des Stiefels Heldenſchritt.
Freudig ſinkt er, ſtill verröchelnd,
Zu der Herrin holdem Fuß.
Iſt es doch ein ew'ges Fatum,
Daß der Stiefel ſterben muß.

K. Noch ſo jung und muß ſchon ſterben?
Freund, das Leben iſt ſo ſchön,
Wenn vereinigt Schuh und Stiefel
Wandeln auf des Lebens Höh'n.
Freudig warf ich meinen Handſchuh
Kampfgerüſtet auf den Sand.
Freud'ger weicht der Schuh dem Frieden;
Statt des Handſchuh's nimm die Hand.

L. Gern will ich die Hand dir reichen,
In des Stiefelknechtes Zeichen
Ende unſer Kriegesſchwank.
Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo ſich Schuh und Stiefel paarten,
Da giebt's einen guten Klang!

Das Bild. Die Allegorie.

Das Bild muß nicht nur getroffen,
es muß auch treffend ſein.

Der Witz, mit ſeiner ausgeſprochenen, angeborenen Neigung, die entlegenſten Dinge mit einander zu vergleichen, das Kleine mit dem Großen, das Hohe mit dem Niedrigen zu verſöhnen und zu verbinden, der Witz liebt es, die Aehnlichkeiten, die er findet, in Bildern darzuſtellen. Die Welt mit ihren belebten und unbelebten Gegenſtänden iſt ihm ein großes Bilderbuch. Die verbindende Brücke iſt raſch gefunden, und das Bild giebt auf eine treffende Weiſe den Zuſammenhang, oder die Zuſammengehörigkeit, das Tertium comparationis wieder. Je weiter die Dinge von einander liegen, je verborgener die Aehnlichkeit, deſto ſchlagender die Wirkung des Bildes. Und dieſe Wirkung iſt nothwendig, um das Bild als ein witziges zu charakteriſiren. Mit Recht bemerkt Weber: „Wenn der Dichter den Buſen ſeines Mädchens mit der Weiße des Schnees vergleicht, ſo iſt er noch nicht witzig, wenn er aber ſeufzt „„und auch ſo kalt,““ dann iſt er witzig.“

Zwei Dinge bringen mir Weh
Und machen die Hölle mir heiß:
Dein Buſen, weiß wie Schnee,
Und dein Herz, ſo kalt wie Eis.

Die Bilder des Orients ſind großartig, glänzend, hochpoetiſch, aber nur ſelten humoriſtiſch und am wenigſten witzig. Bilder wie: die Sonne des Glücks, die Wolken der bekümmerten

Seele u. dgl. sind abgenutzt und haben den wohlverdienten Platz in der Rumpelkammer gefunden. Sie haben im Laufe der Jahrtausende ihre Schuldigkeit gethan. Sie reizen den Witz nicht mehr, und was ihn nicht reizt, dem wird er nichts Reizendes einzuflößen oder abzugewinnen im Stande sein. Damit soll indeß nicht die Excommunication über Sonne und Wolken Seitens des Witz-Papstes ausgesprochen sein. Nein! Die Sonne, ein unendliches Strahlenmeer, in ihren unendlichen Beziehungen zur sinnlichen Welt, wird auch dem Witz ein unerschöpflicher Born von bedeutsamen Bildern sein und bleiben, und die Bilder werden an Zahl und Neuheit zunehmen, je mehr sich die Forschung mit den Flecken und Protuberanzen der Sonne beschäftigt, und je mehr die Spectralanalyse den Nebel, der sie umgiebt, zu durchbrechen bemüht ist. Und wie die Wolken in ihrer Bewegung und Stellung zu einander immer neue Bilder darstellen, so werden sie immer und ewig ihre blauen und grauen Farben zu Bildern des Witzes hergeben.

Der Bilderdienst liegt in der innersten Natur des Witzes. Er sucht das Bild nicht, es drängt sich ihm auf. Es ist eine der vielen Formen, durch die er sein Dasein kund giebt. Das Kleinste wie das Größte sieht er mit seinem Bild-bildenden Auge. Er giebt den Dingen durch seine Bilder-sprache ein größeres Interesse, gewissermaßen eine höhere Stufe der Organisation. Daß Rothschild ein großer Banquier ist, daß ein Jüngling in einer Kirche sich nach einem schönen Mädchen umsieht, darin wird gewiß Niemand etwas gerade Neues und Anziehendes finden. Dem Witz aber erscheint Rothschild als der Chimborasso der Banquiers und von jenem Jüngling sagt er: Vom Schiff der Kirche aus angelten seine Augen nach einem schönen Mädchen. Vielleicht ist er auch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu einem Goldfisch gekommen. Eben so praktisch wie witzig ist Heine's Vorstellung von seinem eignen Herzen:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Der Witz hat die Fähigkeit und das Privilegium, die Bilder aus aller Herren Ländern vom Nordpol bis zum Südpol sich zu holen und zu annectiren. Er dringt in alle Läden, in alle Ateliers, in alle Bureaus, in alle Laboratorien, er steigt in die Werkstatt hinunter und in die geheimen Kabinette hinauf, er durchstöbert die Pergamente der Vergangenheit, er taucht in die Tiefen der Wissenschaft, er fliegt zu den sonnigen Höhen der Kunst. Ueberall findet er Nahrung für seinen geistigen Magen, jeder Stoff, der sich ihm bietet, setzt sich in Bilder um, er hat ein unbeschränktes Recht der Freizügigkeit, er expropriirt Alles, er assimilirt Alles, er verbildlicht Alles. Er personifizirt die Eigenschaft und den Zustand, er giebt dem Geistigen Körper. Er macht aus dem Lebendigen etwas Todtes, eine Sache. Er macht aus dem Concreten ein Anderes (Allegorie). Er läßt die jungfräuliche Rosenknospe weinen und Baum und Felsen Gesichter schneiden. Die Gelegenheit wandelt er in eine Göttin um, das Glück ist ihm eine Dirne, die jedem dummen Jungen nachläuft. Die Kraft erscheint ihm als ein Herkules, der Wucherer als Blutigel. Er ist ein Gott im Reiche der Gedanken, der fortwährend bildet und Bilder macht, der Menschen und Dinge schafft, gestaltet, zerstört und umbildet oder metamorphosirt, der Geister erweckt und wandeln läßt durch hundert Labyrinthe an seinem eignen Ariadnefaden. Hier setzt er Hände und Füße an, dort amputirt er welche, hier schlägt er wie Moses auf den harten Felsen harter Herzen, um Bilder hervorsprudeln zu lassen, dort läßt er Augenblicksbilder entsteigen aus der Camera obscura eines beschränkten, verknöcherten Gehirns. Der Witz verbildert, symbolisirt, ver-

körpert Alles. Er giebt der Zeit Flügel, des Vergehens und Verfliegens, er macht sie zur Biene mit dem Honig des Trostes, er verleiht ihr eine Sense, zur Vernichtung und zur Ernte, und dotirt sie mit einem Geldsack, zum Zeichen, daß Zeit Geld ist.

Jede Zeit gebärt mit dem Neuen in Technik und Industrie, in Kunst und Wissenschaft, auch neue Bilder. Wie reich und lebendig springt die Quelle in unserer Zeit. Wir brauchen sie nicht aus dem Antikenkabinet ans Licht zu ziehen, wir sollen nicht Bilder auf die Bühne des Lebens führen, die mit dem Rost der Alltäglichkeit oder mit dem Spinngewebe der Abgenutztheit behangen sind. Greift nur hinein ins volle Menschenleben der Gegenwart, wo Dampf und Eisenbahn, Genossenschaft und Darwinismus, Zündnadel und Krupp'sche Kanonen und Bantingkur und Infallibilität, Photographie und Stenographie und Telegraphie und Geographie ganz neue Anschauungen geschaffen und den unzählbaren alten Bildern ganze Reihen frischer, neuer Bilder hinzugefügt haben.

Jean Paul nennt den Seufzer das Athemholen des Herzens. Schopenhauer sieht in dem Naturforscher, der über Einzelnes nicht hinaus kommt, einen Topfkucker der Natur. Die Aerzte sind (nach Luther) des Herrgotts Flicker, die weißen Haare nach den Orientalen die Lilien des Grabes.

Heine sagt, um eine gewisse Universität zu verspotten, daß „in jedem Semester die Studenten wechseln, aber die Professoren dieselben bleiben, wie die Pyramiden Aegyptens, nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit wohnt."

Freuden sind unsere Flügel, Schmerzen sind unsere Sporen.

Die Sonn' ist eine Ros' im Blau,
Die Ros' ist eine Sonn' im Grünen. (Rückert.)

Diese Rückert'schen Bilder könnten, wie sie hier einander gegenüber gestellt sind, auch unter „Antithese" eine Stelle finden. Das Schematisiren hat überhaupt seine Schwierigkeiten.

Manches Witzwort kann ebensowohl dem Wortspiel, als der Antithese, oder der Parodie zugezählt werden, oder der Eine zählt es zu dieser, der Andere zu jener Form. So erzählt K. Fischer folgende Anekdote. Auf einer seiner Landesreisen wird Friedrich Wilhelm IV in einer kleinen Provinzialstadt von der Obrigkeit empfangen und von dem Bürgermeister des Städtchens in feierlicher Anrede begrüßt; an dem kleinen wohlbeleibten Mann tritt nichts so hervor als die weiße Weste in stattlicher Wölbung, das Wetter ist sehr kalt und die Rede nimmt kein Ende; da unterbricht der König den Redner, gleichsam besorgt um seine Gesundheit, und auf die weiße Weste deutend, sagt er gütig: „mein Lieber, erkälten Sie sich ihren Montblanc nicht!“ Man kann sich den Contrast zwischen dem Pathos des Redners und dieser Unterbrechung nicht komisch genug vorstellen, und abgesehen von dem höchst lächerlichen Doppelsinn, ist der Einfall darum so gut und ächt witzig, weil er unwillkürlich mehr enthält als das Spiel der Vergleichung; denn er macht eine Combination, die wohl noch keinem in der Welt eingefallen ist: daß sich der Montblanc erkältet!

Diese kleine wahre Geschichte enthält eine ganze Reihe witziger Pointen. Fischer legt den Hauptaccent auf das Wortspiel und fügt sie in das mit „Doppelsinn“ bezeichnete Kapitel ein. Hecker findet keinen eigentlichen Doppelsinn darin und sieht den Witz in der Verbindung, resp. Substituirung zweier vollständig heterogener Vorstellungen, die aber eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben. Ich sehe das Schlagende vorzugsweise in dem Bilde, das mit dem Montblanc gegeben ist. Denn in diesem Bilde ist die Beleibtheit des Redners, seine weiße Weste und zugleich die Idee getroffen, daß man sich auf hohen Bergen leicht erkältet, und je mehr Aehnlichkeiten durch ein Bild beleuchtet werden, desto witziger, treffender und überraschender ist es.

Wo giebt es Gradirhäuser für Attisches Salz?

Die Welt ist voll von Callico-Seelen und Wollengarn-Gemüthern.

Gesandtschaften sind die Sprachrohre der Staaten.

Der Mund ist das Gehäuse der Verstandesuhr, die Zunge der Perpendikel, das Gesicht das Zifferblatt.

Süße Redensarten sind meist nur Atrappe.

Der Magen ist die Hebeamme der Literatur.

Den Magen kann man als Vater aller kleinen Orgänchen und Gliedmaßen betrachten, da er ja nach dem höchsten Gesetz, dem Naturgesetz, für die Alimente zu sorgen hat.

Schweigen ist Gold, Reden ist Silber, manchmal auch — Blech.

Seine Stirn ist Eisen, seine Nase Kupfer, seine Zunge — Blech.

Die Studirstube ist das Schlafzimmer der Leidenschaft.

Der Mensch ist eine Spieluhr; ein unmerklicher Ruck, und er giebt eine andere Melodie an. (Börne.)

Im Garten der Gesellschaft gelten die alten Stämme und Stamm-Bäume immer noch viel.

Frankreich ist das Paradies für die Zunge, Italien das Elysium für das Auge, Deutschland der Himmel für das Herz.

Das Klappern der Mühle höre ich wohl, aber das Mehl sehe ich nicht. (Schopenhauer.)

Die Rache ist eine Speise, die man kalt genießen muß.

Der Perückenträger heuchelt Haare.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Ist sie die melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt.
(Schiller von der Wissenschaft.)

Des Geistes Edelsteine sind Vielen Böhmische Berge, Vielen gar Böhmische Steine.

Die Gedanken, die im Kopfe lebendig werden, erſtehen oft aus der Magen-Grube.

Warum kann man nicht Lethewaſſer kaufen, wie man Selterwaſſer kauft?

Die rothen Lippen ſpalten ſich und die Gedanken ziehen durch wie die Kinder Israels durch das rothe Meer.

Die Gedanken ſind die Kinder des Geiſtes. Der Muſiker wird von ſeinen Gedanken mit Inſtrumenten entbunden.

Aus manchem Munde kommt nie etwas Vernünftiges heraus, als ſtünde für derartiges auf den Lippen: Hier iſt kein Durchgang!

Das leichte, durchſichtige Kleid des Mädchens wird nicht ſelten zum Kuppelpelz.

Der Katzenjammer iſt die Reue des Magens, oder das Weinen des Weines.

Der Körper iſt das Futteral des Geiſtes. (Weber.)

Glück und Unglück ſie gleichen genau zwei Eimern am Brunnen;
Steiget der eine herauf, ſteiget der andre hinab.

Die verſchiedenen kranioſkopiſchen Merkmale des Schädels (Erhebungen, Vertiefungen ꝛc.) ſind die blauen Aktenzeichen von der Regiſtratur des Denkens, Wollens und Empfindens.

Wer kennt nicht die Schmetterlinge, die nicht aus Puppen hervorgegangen, ſondern für und um Puppen ſchwärmen und ſich dabei oft Raupen in den Kopf ſetzen.

Das einfache Bild iſt oft nichts Anderes als was man oft genug mit dem Fremdwort „Metapher“ bezeichnet. Es iſt dies ein bildlicher, figürlicher Ausdruck, durch welchen man einen Gegenſtand anſchaulicher, lebendiger, draſtiſcher zu zeichnen ſucht. Dieſer Ausdruck, ſei er ein Beiwort, ein Prädikat, ein Objekt, iſt ganz anderen Gebieten entlehnt, er paßt, genau genommen, nicht zu dem Subjekt, er ſagt etwas

Anderes, aber der Verstand benutzt die Aehnlichkeit, die Analogie, den Parallelismus, um das Fremde zu vereinigen, das scheinbar sich Widersprechende unter einen Hut zu bringen. Jede einfache Metapher ist ein Stück Allegorie; wo aber der Witz ganze Gedankenreihen auf ein fremdes Gebiet überträgt (μεταφέρειν) oder zur Darstellung eines Gegenstandes Urtheile und Ausdrucksformen aus weiter Ferne holt, den Gegenstand selbst dadurch halb verhüllt und, so zu sagen unter der Blume hinstellt, da gestaltet sich die wirkliche Allegorie.

Der Witz hält die Sonne für eine Bowle, aus der die goldenen Tropfen strömen. Der metaphorische Witz (in gemischter Ehe mit dem Wortspiel) bezeichnet den Schriftsteller mit „Federvieh." Der Schwadroneur ist ihm ein Murmelthier. Er läßt (populär) die Wissenschaft à la fourchette genießen. Er läßt eine Mode grassiren und sieht einen Platzregen von Ordensverleihungen. Er spricht von der Inventur des Geistes, von Aktien der Freude, von einem Strike des Mundes, von einer Wohlthätigkeit in homöopathischer Verdünnung. Keine Branche ist ihm zu schlecht, keine zu entlegen, um sie nicht zu benutzen, was nicht weit her ist, ist — nicht weit her. Die Gedanken marschiren in Parade auf. Die Frau ist im Hause oft die äußerste Linke. Es giebt En-tout-cas' von Menschen, wie es fadenscheinige Hoffnungen, baufällige Gewissen, abgelagerte Grundsätze, abgestandene Anschauungen, in der Wolle gefärbte Polizeispione und (nach Jean Paul) „flachgeschliffene Schriftsteller" giebt. Alle diese Epitheta geben Embryonen von Bildern, die sich in der Wärme des reflectirenden Geistes weiter und weiter bis zur Lebensgröße entwickeln. Der Witz selbst befaßt sich nicht mit dem Geschäfte der vollständigen Ausbrütung. Er braucht der faktischen Brückenverbindung nicht „Die Mittelglieder," sagt Vischer, „müssen wegfallen, wodurch das Natürliche als ganz gemein erscheint, wie wenn in den Wolken des

Aristophanes das Gewitter ausführlich verglichen wird mit den Entwickelungen eines Losbruchs in der menschlichen Verdauungswerkstätte."

Wo der Witz nur flüchtig über zwei Dinge hinfliegt und dabei die Aehnlichkeit in Einem Punkte erfaßt, da gestaltet sich das Augenblicksbild, da prägt sich die gefundene Analogie zu einer schlichten Metapher aus. Aristoteles sagt, daß jede Metapher, die sich auf eine Analogie stützt, auch im umgekehrten Sinne richtig sein muß. So, wenn man sagt, das Alter sei der Winter des Lebens. Wenn man die Metapher umwendet, so wird man eben so richtig sagen können, daß der Winter das Alter unter den Jahreszeiten sei. Diese Aristotelische Auffassung hat wohl bei gewissen metaphorischen Gegenüberstellungen ihre Geltung. Wenn ich oben gesagt habe: Rothschild ist der Chimborasso der Banquiers, so könnte ich auch sagen: der Chimborasso ist der Rothschild der Berge. Diese Umkehrung dürfte indeß nicht überall passen, ja sie würde bei manchen metaphorischen Sätzen zu Neubildungen führen, die, in ihrem Unverstand, eine Menge drastisch-komischer Effekte in sich schließen müßten, wie sie, zur Einwirkung auf die Lachmuskeln, auch thatsächlich in Anwendung gezogen worden sind.

Der Witz bleibt indeß bei der einzelnen Metapher, hervorgehend aus dem Zusammentreffen zweier Gegenstände in einem Punkte, nicht stehen. Er dringt in die äußere Erscheinung und das Wesen aller Dinge tiefer ein, er erkennt weitere Aehnlichkeiten und Analogien und macht verschiedene Bilder daraus. Oder er kommt bei den Anschauungen Eines Gegenstandes auf die Aehnlichkeit mit vielen andern und gestaltet sie zu Vergleichsbildern. Auf diesem Wege erhalten wir weiter ausgeführte allegorische Bilder, ohne daß dies schon vollkommene Allegorie wäre. Das Bild wird festgehalten, eine weitere Spezialisirung vorgenommen, und so bekommt die Darstellung den allegorischen Charakter.

So sagt Jean Paul: „Klopstock steht oft vor einer gewöhnlichen Metapherblume still und zieht ihre Blätter und Staubfäden zu einer Allegorie aus einander und bestreut mit deren Blumenstaube die nächsten Perioden.“

Witzig und humoristisch allegorisirt Saphir die Nacht. „Die Nacht, das Ruhebett aller Tagessorgen, und der herrliche Friedensfürst, der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf, und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung.“

So spricht Saphir von dem klar gewölbten Dom des Morgentempels, von der heiligen Hofkapelle Gottes, den singenden Priestern des Haines, die aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora rufen. Die Gipfel der Bäume läßt er Abends wie Weih-Räucherkerzen an den Spitzen erglühen und duften, und aus der Skizze herausarbeitend stellt er in einem breiten Bilde einen Frühlingsmorgen dar: „Wie Morgenrosen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelsbett, die Sevigné des Morgensterns ist bereits nicht mehr zu sehen und blos die ersten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue Bonnet de matin hingeweht, die ersten Lichtstrahlen flattern wie aufgelöste Rosenbändchen von diesem Häubchen tief herab. Blüthe, Reis und Zweig schlagen nun die freundlichen Augen auf und besehen sich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen; die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenspiel hin dem haarkräuselnden Zephyr; die Kräuter, die Knospen und die Blüthenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem Parfum und eau de mille fleurs herbei, und die bethauten Blätter und Gräser legen ihre Thauperlen und ihr Juwelenwasser um den Hals und den Busen der schönen Natur, und die blauen entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.“

Solche Detailmalerei führt leicht zu Ueber- und Mißgriffen. Der Pinsel geht mit dem Maler durch. Das Einzelbild deckt

den Gedanken nicht vollständig, es ſchleichen ſich Farben ein, die zwar etwas Schillerndes haben, aber theils unwahr, theils unſchön, theils Beides ſind. Das allegoriſche Gemälde verlangt aber vor Allem Wahrheit, Naturtreue. Fällt auch nur ein einziger Satz, ein einziger Gedanke aus dem Bilde, ſo fällt ein ſtarker Stein aus dem Gebäude, und dieſes ſelbſt wird wackelig oder bricht als Ganzes zuſammen, und der kritiſche Jeremias auf deſſen Trümmern macht die kritiſche Bemerkung: Omne simile claudicat! Auch Th. Viſcher hält das Ausſpinnen eines Bildes für einen Fehler. „Der Witz," ſagt er, „mag ohne Bemühung um den Zuſammenhang ſeine Bilder häufen. Sprudeln müſſen ſie deßwegen, weil jedes einzelne äußerlich und unorganiſch neben ſeinen Gegenſtand fällt. Dieſer qualitative Mangel treibt zur quantitativen Häufung, und ſo ſprudelt beſonders Shakſpeare."

„Das Leben eines Dichters iſt (nach Börne) ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen Nachtiſch. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint, und der Uebermuth verſchwindet."

Den Schluß eines humoriſtiſchen Vortrags vergleiche ich mit dem Lebensende. „Ich bin meinem Ende nahe, und wenn ich noch einen letzten Willen haben darf, ſo wäre es der, nur lachende Erben zu haben."

Eben ſo erſcheint mir am Silveſterabend das Jahr als ein ſterbendes. Ich nenne das Souper das Abendmahl, das das ſcheidende Jahr nimmt. Die 12 Glockenſchläge erkenne ich als die letzten zwölf Pulsſchläge, oder als einen Schlag, der ſich zwölfmal wiederholt. „Ein paar Schluck Bollinger oder Schreiber ſind die letzten Züge — für dieſes Jahr."

Der Kopf ist der leibliche Vater des Gedankens, der Geist ist seine Amme.

Vom Taufstein zum Leichenstein, wie viel Steine sind es, die uns drücken!

Die Alma mater nährt uns mit klassischer Milch, sie wird uns aber oft sehr sauer, und mit dem Examen ist es — Essig.

Junge, hübsche Mädchen sind Weintrauben, alte — Rosinen. Oft haben die frischen Weintrauben Rosinen im Kopfe, so lange, bis sie selber Rosinen werden.

Ich bedaure die Männer, die in ihrem moralischen Kalender keinen stillen Charfreitag, keinen Aschermittwoch, keinen Ruhetag anzustreichen haben, und die ihre innern Sabbathschänder sind. (Jean Paul.)

Der Mund ist der Vormund des Magens. Er sorgt für sein Mündel in ausgiebigster Weise und schafft ihm täglich die nöthigen Alimente.

Tausende von Cigarren sind auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden. Ruhe ihrer Asche!

Den Kopf frei und den Rücken gedeckt: das ist die Hauptregel der soliden, mercantilen Diätetik.

Der Magen ist die Sonne für das große Planetensystem des Körpers. Alles dreht sich um die Magensonne, diese wieder um die Erde mit Allem, was sie Genießbares hat. Die Magensonne wandert täglich durch den Thierkreis, hält sich eine Weile im Zeichen des Stiers, der Fische und des Krebses auf, und schon als junge, neugeborne Sonne geht sie fest und unabänderlich durch die — Milchstraße: das ist die gastronomische Astronomie.

Der geistreiche Kochkünstler auf der Höhe der Kunst und der Zeit ist Meister in der Technik des Halsabschneidens, in der Fähigkeit, einem das Fell über die Ohren zu ziehen, die Haut zu rupfen und das Blut abzuzapfen. Er kennt genau

die Art und Weise, wie man die besten Hähne abschlachten, das Wild einfangen, dem Federvieh die Flügel beschneiden, es rupfen, sengen, brennen, spießen, schneiden, schmoren und braten muß, wie man Alles einzubrocken, einzurühren, zu schlagen, zu klopfen und zu beschmieren habe, um nicht an der Pfanne kleben zu bleiben u. dgl. mehr.

Der Schneider ist der tüchtigste Doktor des Menschengeschlechts, wenn er auch täglich neue Staatsprüfungen durchzumachen hat. Er ist es, der vor Erkältung schützt, vor Katarrh und Gicht und Kolik, und der ein Universalmittel hat gegen das Reißen. Er versteht es, das schwache Geschlecht stark zu machen und die Schwindsucht gewisser Theile zu beseitigen. Er vermag durch einen kühnen Schnitt auch ohne Chloroform überaus glücklich zu operiren, das Ueberflüssige am Körper fortzunehmen und das Fehlende plastisch zu ersetzen. Wo einzelne Partien durch Brand zerstört sind oder an Schnittwunden leiden, da ist schnell etwas Neues eingesetzt und die Vereinigung ohne Wundfieber bewirkt. Ja, bei extremen pathologischen Zuständen führt die Schneidermedizin oder die medizinische Schneiderei eine Wendung, eine Umkrempelung aus, eine Operation, auf welche die wirkliche Medizin wohl Ursache hat eifersüchtig zu sein.

Der Witz gefällt sich in der Häufung der Bilder, er schwelgt oft in der Lust, auf die mannichfaltigste Weise zu skizziren, zu zeichnen, die Farben aufzutragen. Er geht dabei entweder von Einem Gegenstande aus, dem er die verschiedensten Seiten abgewinnt, oder er sammelt die Bilder von den verschiedensten Feldern, wie Blumen, und bindet sie zu einem einzigen Strauß zusammen. Im erstern Falle hat er einen Mittelpunkt, von dem er die Radien nach der Peripherie zieht, in dem letztern führt er von verschiedenen concentrischen Kreisen die Radien nach Einem Mittelpunkt hin, der die Verwandtschaft, die Zusammengehörigkeit, die Gemeinsamkeit der Idee darstellt.

Er trägt dabei ohne Scheu die Farben etwas stark auf, er macht grobe, dicke Pinselstriche, er karikirt. So baut Shakspeare auf das Fundament der Nase einen babylonischen Thurm von Bildern:

„Bessere du dein Gesicht (sagt Falstaff), so will ich mein Leben bessern. Du bist unser Admiralsschiff, du trägst die Laterne am Steuerverdeck, aber sie steckt dir in der Nase, du bist der Ritter von der brennenden Lampe. — Ich sehe dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte, denn da sitzt er in seiner Tracht und brennt und brennt. Wärest du einigermaßen der Tugend ergeben, so wollt' ich bei deinem Gesicht schwören, mein Schwur sollte sein: bei diesem flammenden Cherubschwerte! Aber du liegst ganz im Argen, und wenn es nicht das Licht in deinem Gesichte thäte, wärest du gänzlich ein Kind der Finsterniß. O du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer! Du hast mir an die Tausend Mark für Kerzen und Fackeln erspart, wenn ich mit dir Nachts von Schenke zu Schenke wanderte; aber für den Sect, den du mir getrunken hast, hätte ich bei dem theuersten Lichterzieher von Europa eben so wohlfeil Lichter haben können. Seit zwei und dreißig Jahren nunmehr habe ich diesen deinen Salamander mit Feuer unterhalten, der Himmel lohne es mir!"

Für eine solche derbe und crasse Zeichnung gibt man dem Humoristen gern Indemnität. Ja, man gestattet ihm das Karikiren nicht nur, man verlangt es von ihm, und nicht selten heißt es: je gröber, je besser. Durch die Vergrößerung und Vergröberung der Dinge treten diese in eine hellere, grellere Beleuchtung, werden verstanden und bringen die komische Wirkung hervor. So giebt Heine's fruchtbare Phantasie das Conterfei zweier Frauen in der drolligsten Weise. „Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar

große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilengesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussehen, ein langfleischig herabhangendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichts zu sein scheint u. s. w. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildet ganz den Gegensatz der oben beschriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, so stammte diese von den magern. Das Gesicht war nur ein Mund zwischen zwei Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Haide, die ganze ausgekochte Gestalt gleicht einem Freitisch für arme Theologen."

Der Mund, in seiner eigenthümlichen Stellung, und seinen vielfachen Beziehungen und vielfachen Thätigkeiten, giebt den Stoff zu allerlei vergleichenden Urtheilen, zu den buntesten spielenden Vergleichen:

Der Mund ist die Stelle, auf der sich Geist und Leib ein Rendezvous geben. Der Mund ist die Wurzel des Leibes und die Blüthe des Geistes. Er ist der Spediteur für den Magen und für den Kopf; für jenen macht er Import-, für diesen Exportgeschäfte. Er ist der Grundstein des Körperbaus, der Probirstein für das Gold in den Adern des Gehirns, der Feuerstein für den Stahl der Liebe, der Wetzstein für die Schärfe des Gedankens und der Aetzstein der Ironie und Satyre.

Wenn hier der „Stein" der Grenzstein ist, an welchem die verschiedenen Eigenschaften und Zustände des Mundes zusammentreffen, der Cement, der diese zusammenhält, so stellen sich die folgenden Bilder loser und freier zusammen und wirken durch ihre Häufung und absonderliche Gestaltung. „Der Mund ist die Rutschbahn für Austern und Beefsteaks, der Mund ist die Destillation des Gedankens, die Chambregarni der Grazien, der Vater der Ohrenbeichte, die Leichenkammer der Geheimnisse, eine auflösende Quelle für Land- und Reichstage, die Mensur für das Duell der Stange mit

dem Seidel, der Spiegel des beschränkten Unterthanenverstandes, das Grab der Unschuld, das Eden der Liebe, die Posaune der Leidenschaften und der Scheiterhaufen für Upmann und Consorten."

Der Wein ist der Wellenschlag auf dem Meere der Genüsse.

Der Wein ist der Strom, der unser Lebensschiff wie eine leichte Gondel dahinträgt.

Die Weinflüssigkeit ist Lethe für die Sorge, Hippokrene für die dichterische Begeisterung und nur für den Trunkenbold — Rinnstein.

Die höchste Freude ist die Freude auf Flaschen gezogen.

Der Wein ist die Milch der Greise, nur schade, daß diese so häufig sauer wird.

Es ist einer der kostbarsten Genüsse, einen Schluck edlen Weines auf die Goldwage der Zunge zu legen und abzuwägen seinen Gehalt an echtem Golde. Solches Gold ist ein reicher Besitz, ob es sich auch später durch einen wunderbaren chemischen Prozeß als Blei in die Füße und als Kupfer auf die Nase niederschlägt. Niederschlagender ist freilich für den Durstinhaber der schauerliche Gedanke: Post multa saecula pocula nulla!

Der Wein weckt, der Wein schafft Gedanken. Mit dem gelösten Pfropfen pfropfen sich neue Ideen auf den Baum des Denkens. Im Gehirnkasten schlafen die Gedanken, die Kinder des Geistes. Auf einmal kommt der Weingeist in die geistige Kinderstube. Da wird's lebendig, da fängt es an zu rumoren. Sie springen aus den Federn auf die Lippen, die Gedanken, im Naturzustande, nackt, wie sie sind, sie haben nicht Zeit, sich in moderne, verhüllende Kleider zu werfen, sich zu schminken und zu schmücken. So wirkt der Wein, ein leibhaftiger Zauberer, ein Moses, der mit seinem Rebenstock auf den Fels des Schädels schlägt, so derb, daß er sich öffnet und lebendig sprudelt.

Der Wein ist von jeher der Vater der Reden gewesen, aber er hat nie so viele Kinder gehabt wie jetzt und nie so viel ungerathene. Daran hat aber nur der Vater Schuld. Fehlt es dem Weine an Geist, so fehlt's auch der Rede an Spiritus, und macht der Wein ein saures Gesicht, so ist's auch mit der Rede — Essig.

Burke sagte einst im Parlament: Das Geld ist unser Gott, das Hauptbuch unsere Bibel, die Börse unsere Kirche.

Geld schließt eine ganze Grammatik in sich. Geld ist ein Hauptwort, das wird heutzutage Niemand bestreiten; Geld ist ein Hülfszeitwort, davon wissen verschämte und unverschämte Arme ein Lied zu singen. Geld ist das schönste Eigenschaftswort; Positiv: Geld, Comparativ: mehr Geld, Superlativ: Rothschild. Und daß Geld ein wirksames Fürwort ist, das wird selbst von Russischen Beamten angenommen.

Die schöne Frau ist ein Paradies für das Auge, eine Hölle für die Seele und ein Fegefeuer für den Beutel. (Fontenelle.)

Die Welt ist eine Uhr, das Gewicht an ihr ist der Geldsack, die Unruhe das weibliche Geschlecht. (Börne.)

Die ganze Welt ist ein Orchester, wir sind die Instrumente darin.

Die Ehe ist ein Konzert, voll Wohlklang, aber nicht ohne Dissonanzen. Im Anfang hängt der Himmel voller Geigen, da giebt's nur ein Duett, später wirkt auch ein kleiner Chor mit. Die Frau hat dort das Solo, wo der Mann keine Stimme hat, er übernimmt dann wohl die Brummstimme, und seine gute Laune geht — flöten. In niedern Klassen wirken in der Musik der Ehe selbst Klappinstrumente mit. Wo die Eifersucht mitspielt, da quält sie durch ihre Mißtöne Mann und Frau — nach Noten. Aber dann ändert sich die Stimmung im ehelichen Leben am meisten, wenn die Frau in Einem Punkte Meisterin ist — im Contrapunkt.

Die Welt ist ein Theater. Man spielt eine Rolle als Held, als Statist, als Liebhaber, als Intrigant, als Mutter aus dem Volke, als Bankier, als Räuberhauptmann, als Grisette, als Grau- und Schlaukopf, als Jesuit, als Mädchen für Alles, als König, als Hausknecht, als Geheimrath, als Nachtwächter. Es giebt Auftritte, Verwandlungen, Decorationen, Versetzungen, Versenkungen, und — man verschwindet.

Was ist Leben? Leben ist Streben, sagt der Fortschrittsmann; Leben ist Weben, sagt der Tuch- und Seidenwirker; Leben ist Heben, sagt Pietsch; Leben ist Schweben, sagt die Grantzow; Leben ist Kleben, sagt der Buchbinder; Leben ist Geben, sagt der Humanist.

Wenn das Leben hier von verschiedenen Standpunkten aus zu verschiedenen Bildern Veranlassung giebt, die alle sich um die Axe des „Lebens" drehen, unter sich aber keinen innern Zusammenhang haben, höchstens den äußern des Reimes, so finden wir in dem folgenden „Lebensbilde" einen einheitlichen Gedanken, die einzelnen Bilder gruppiren sich um das Hauptbild, die einzelnen spielenden Urtheile sind die Glieder, die in ihrer Gesammtheit einen Vergleichs-Organismus, ein Witz-Individuum her- und darstellen.

Das Leben ist ein Verbrennungsprozeß. Diese Liebig'sche Idee hat viel für sich. Man ist umgeben von brennenden Fragen. Man ist oft Feuer und Flamme. Man hat als Jüngling seine Flamme. Man verzehrt sich in Liebesgluthen. Man geht für einen Freund ins Feuer. Man steht im Feuer mit Gott für König und Vaterland. Man wird angeräuchert. Man fürchtet sich als Gebrannter vor dem Feuer. Es wird Einem nicht selten Eins auf den Pelz gebrannt. Man leidet alle Augenblicke an einer andern Entzündung. Man versichert sich durchs ganze Leben bei den besten Feuer-Assecuranzen. Man ist ein Mann bei der Spritze. Man verbrennt sich die

Finger, man verbrennt sich den Mund, man brennt ab, man brennt durch, und schließlich heißt es: Ruhe seiner Asche und — — Fortsetzung im Fegefeuer!

„Nur zwei Dinge (sagt Jean Paul) giebt es auf der Welt und dem Musenberge, welche ohne Frage mit Allem sich vergleichen lassen: erstlich das Leben, weil es eben die Verhältnisse aller Dinge giebt und annimmt, z. B. der Teppich des Lebens, die Brücke des Lebens, kann ich in gutem Zusammenhange ohne allen Anstand sagen, mit wahrem Anstand; — zweitens das Verhältniß, wodurch sowohl das Leben entsteht als die Zote, kann ich gleichfalls mit der ganzen Welt vergleichen, und die nämliche ewige Quelle der Menschen und ihrer Einfälle ist unerschöpflich."

Die „Thräne" des Menschen wird zu einem Springquell vielartiger Gedanken und Empfindungen, die sich dann durch das Prisma des Humors in den bunteſten Farben spiegeln und Tausende von Bildern an die Schädel-Wand werfen.

Die Thräne ist die Muttersprache des Schmerzes.

Die Thräne ist der Spiegel der Wahrheit und das Werkzeug der Lüge. Sie ist der Thau der Unschuld, der Diamant der Tugend, die Beichte der Liebe und der Blitz der Leidenschaft. Sie ist das Fleckwasser der Reue, bestimmt, manchen alten Fleck der Seele auszuwaschen. Sie ist die Silbermünze der Dankbarkeit, die Scheidemünze der Trennung, sie ist Scheingeld aus der Falschmünzerei der Heuchelei.

Die Thräne ist nur der körperliche Nilmesser des Austretens irgend eines Gefühls, der Thautropfe des Dankes, das Haderwasser des Grimms, die Libation der Freude, — kurz ihre Tropfen bilden den Regenbogen aus allen Farben der Empfindungen. (J. P.)

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen. (Börne.)

Aus Habsucht und Selbstsucht der Thränendrüsen der

Leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl, als die der Schmerzen. (Börne.)

Dieselbe Thräne hängt wie Thau an der Freude, wie Gewittertropfe am Schmerz, wie Giftschweißtropf am Zorn, wie Weihwasser an der Bewunderung. (J. P.)

Was giebt es Schöneres, Erhabneres, Heiligeres, als die einsame Thräne an der Wimper einer liebenden Jungfrau, in der sich die ganze Seele spiegelt, wie die Morgensonne im Thautropfen einer Rosenknospe. Sie hat sich nur schüchtern hervorgewagt aus der Tiefe des Herzens, um das Geheimniß der Liebe in ihren Ring zu fassen, um in einem Thränentransparent die Empfindung zu illustriren: Ich bin so glücklich, wie keine Zweite auf dieser weiten, weiten Erde!

Jean Paul hat aus dem Meere der „Thränen" seine schönsten und werthvollsten humoristischen Perlen herausgeholt. Seine Testamentseröffnung ist eine wahre Anthologie des Witzes und Humors, und wir nehmen keinen Anstand, sie hier unverkürzt wiederzugeben.

Eine Testaments-Eröffnung.

So lange Haslau eine Residenz ist, wußte man sich nicht zu erinnern, daß man darin auf etwas mit solcher Neugierde gewartet hätte — die Geburt des Erbprinzen ausgenommen — als auf die Eröffnung des Van der Kabelschen Testaments. Van der Kabel konnte der Haslauer Krösus — und sein Leben eine Münzbelustigung heißen oder eine Goldwäsche unter einem goldnen Regen oder wie sonst der Witz wollte. Sieben noch lebende weitläuftige Anverwandten von sieben verstorbenen weitläuftigen Anverwandten Kabels machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze im Vermächtniß, weil der Krösus ihnen geschworen, ihrer da zu gedenken; aber die Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm nicht sonderlich trauen wollte, da er nicht nur so mürrischsittlich und uneigen-

nützig überall wirthschaftete — in der Sittlichkeit aber waren die sieben Anverwandten noch Anfänger — sondern auch immer so spöttisch darein griff und mit einem solchen Herzen voll Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht fußen ließ. Das fortstrahlende Lächeln um seine Schläfe und Wulstlippen und die höhnische Fistelstimme schwächten den guten Eindruck, den sein edel gebautes Gesicht und ein Paar große Hände, aus denen jeden Tag Neujahrsgeschenke und Benefizkomödien und Graziale fielen, hätten machen können; deswegen gab das Zuggevögel den Mann, diesen lebendigen Vogelbeerbaum, worauf er aß und nistete, für eine heimliche Schneus aus und konnte die sichtbaren Beeren vor unsichtbaren Haarschlingen kaum sehen.

Zwischen zwei Schlagflüssen hatt' er sein Testament aufgesetzt und dem Magistrate anvertraut. Noch als er den Deposizionschein den sieben Präsumtiverben halbsterbend übergab: sagt er mit altem Tone, er wolle nicht hoffen, daß dieses Zeichen seines Ablebens gesetzte Männer niederschlage, die er sich viel lieber als lachende Erben denke, denn als weinende; und nur einer davon, der kalte Ironiker, der Polizei-Inspector Harprecht erwiederte dem warmen: ihr sämmtlicher Antheil an einem solchen Verluste stehe wohl nicht in ihrer Gewalt.

Endlich erschienen die sieben Erben mit ihrem Deposizionschein auf dem Rathhause, namentlich der Kirchenrath Glanz, der Polizei-Inspektor, der Hofagent Neupeter, der Hoffiskal Knoll, der Buchhändler Pasvogel, der Frühprediger Flachs und Flitte aus Elsaß. Sie drangen bei dem Magistrate auf die vom sel. Kabel insinuirte Charte und die Oeffnung des Testaments ordentlich und geziemend. Der Oberexekutor des letztern war der regierende Bürgermeister selbst, die Unterexekutores der restierende Stadtrath. Sofort wurden Charte und Testament aus der Rathkammer vorgeholt in die Rath-

stube — sämmtlichen Rath- und Erbherrn herumgezeigt, damit sie das darauf gedruckte Stadtsekret besähen — die auf die Charte geschriebene Insinuazionregistratur vom Stadtschreiber den sieben Erben laut vorgelesen, und ihnen dadurch bekannt gemacht, daß der Selige die Charte dem Magistrat wirklich insinuiert und scrinio rei publicae anvertraut, und daß er am Tage der Insinuazion noch vernünftig gewesen — endlich wurden die sieben Siegel, die er selber darauf gesetzt, ganz befunden. Jetzt konnte das Testament — nachdem der Stadtschreiber wieder über dieses alles eine kurze Registratur abgefasset — in Gottes Namen aufgemacht und vom regierenden Bürgermeister so vorgelesen werden, wie folgt:

Ich Van der Kabel testiere 179* den 7. Mai hier in meinem Hause in Haslau in der Hundgasse ohne viele Millionen Worte, ob ich gleich ein deutscher Notarius und ein holländischer Domine gewesen. Doch glaub' ich, werd' ich in der Notariatkunst noch so zu Hause sein, daß ich als ordentlicher Testator und Erblasser auftreten kann.

Testatoren stellen die bewegenden Ursachen ihrer Testamente voran. Diese sind bei mir, wie gewöhnlich, der selige Hintritt und die Verlassenschaft, welche von vielen gewünscht wird. Ueber Begraben und dergleichen zu reden, ist zu weich und dumm. Das aber, als was Ich übrig bleibe, setze die ewige Sonne droben in einen ihrer grünen Frühlinge, in keinen düstern Winter.

Die milden Gestifte, nach denen Notarien zu fragen haben, mach' ich so, daß ich für drei tausend hiesige Stadtarmen jeder Stände eben so viele leichte Gulden aussetze, wofür sie an meinem Todestage im künftigen Jahre auf der Gemeinhut, wenn nicht gerade das Revue-Lager da steht, ihres aufschlagen und beziehen, das Geld froh verspeisen, und dann in die Zelte sich kleiden können. Auch vermach' ich allen Schulmeistern unsers Fürstenthums, dem Mann einen Augustd'or, so wie

hiesiger Judenschaft meinen Kirchenstand in der Hofkirche. Da ich mein Testament in Klauseln eingetheilt haben will, so ist diese die erste.

2te Klausel.

Allgemein wird Erbsatzung und Enterbung unter die wesentlichsten Testamentstücke gezählt. Dem zu Folge vermach' ich denn dem Hrn. Kirchenrath Glanz, dem Hrn. Hoffiskal Knoll, dem Hrn. Hofagent Peter Neupeter, dem Hrn. Polizei-Inspektor Harprecht, dem Hrn. Frühprediger Flachs und dem Hrn. Hofbuchhändler Pasvogel und Hrn. Flitten vor der Hand nichts, weniger weil ihnen als den weitläuftigsten Anverwandten keine Trebellianica gebührt, oder weil die meisten selber genug zu vererben haben, als weil ich aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie meine geringe Person lieber haben als mein großes Vermögen, bei welcher ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu holen ist. — —

Sieben lange Gesichtlängen fuhren hier wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich der Kirchenrath, ein noch junger, aber durch gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz Deutschland berühmter Mann, durch solche Stiche beleidigt — dem Elsasser Flitte entging im Sessionzimmer ein leicht geschnalzter Fluch — Flachsen, dem Frühprediger, wuchs das Kinn zu einem Bart abwärts — mehre leise Stoßnachrufe an den seligen Kabel, mit Namen Schubjack, Narr, Unchrist u. s. w. konnte der Stadtrath hören. Aber der regierende Bürgermeister Kuhnold winkte mit der Hand, der Hoffiskal und der Buchhändler spannten alle Spring- und Schlagfedern an ihren Gesichtern wie an Fallen wieder an, und jener las fort, obwohl mit erzwungenem Ernste.

3te Klausel.

„Ausgenommen, gegenwärtiges Haus in der Hundgasse, als welches nach dieser meiner dritten Klausel ganz so wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Hrn.

Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung der Klausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Thränen über mich, seinen dahin gegangenen Onkel, vergießen kann, vor einem löblichen Magistrate, der es protokolliert. Bleibt aber alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde." —

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessiontisch, welche auf 11½ Uhr zeigte, und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentvollstrecker, so gut wie das ganze Gericht aufzumerken, wer zuerst die begehrten Thränen über den Testator vergösse.

— Daß es, so lange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübtern und krausern Kongreß gegeben, als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trocknen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch blos verwirrt gestaunt und gelächelt, der Kongreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgesetzt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: wart auf! — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und zähnebleckend aufwartete — vom Verwünschen wurde man zu schnell ins Beweinen emporgerissen.

An reine Rührung konnte — das sah jeder — keiner denken, so im Galopp an Platzregen, an Jagdtaufe der Augen, doch konnte in 26 Minuten etwas geschehen.

Der Kaufmann Neupeter fragte, ob das nicht ein verfluchter Handel und Narrenposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu nichts; doch verspürt' er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf Einer Zähre in den Beutel

schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeölten Stecknadelknopfe — das Haus war der Knopf — klystiert.

Der Hoffiskal Knoll verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerkmann, den ein Gesell Sonnabend Abends bei einem Schusterlicht rasiert und radiert; er war fürchterlich erboßet auf den Mißbrauch des Titels von Testamenten und nahe genug an Thränen des Grimms.

Der listige Buchhändler Paßvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er theils im Verlage hatte, theils in Kommission; und hoffte etwas zu brauen; noch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der pariser Hundarzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effekt.

Flitte aus Elsaß tanzte gerade zu im Sessionzimmer, besah lachend alle Ernste, und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber, für ganz Straßburg und Elsaß dazu, wär' er nicht im Stande bei einem solchen Spaß zu weinen. —

Zuletzt sah ihn der Polizei-Inspektor Harprecht sehr bedeutend an und versicherte, falls Monsieur etwa hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen, und aus den Meibomischen und der Karunkel und andern die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne als wenn er die Nase schnäuzen und davon profitieren wollte, indem die letztere, wie bekannt, durch den ductus nasalis mehr aus den Augen fließe als in jeden Kirchenstuhl hinein unter einer Leichenpredigt. — Aber der Elsasser versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernstern Absichten.

Der Inspektor seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmirten Herzen, suchte dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte.

Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht; indeß hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter, auf der Stelle das nöthigste Wasser aufgezogen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm. Der Kirchenrath, der seine Natur kannte aus Neujahr- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an andere Erweichungreden halte, stand auf, — da er sich und andere so lang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde: jeder, der seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Thränen sind, eher zurück zu drängen, um keinem Nebenmenschen damit etwas zu entziehen, als mühsam hervorzureizen nöthig habe aus Nebenabsichten. — „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich, denn Kabel war mein Freund" sagt' er und sah umher.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß alle noch so trocken da saßen, wie Korkhölzer; besonders jetzt konnten Krokodille, Hirsche, Elephanten, Hexen, Reben leichter weinen als die Erben, von Glanzen so gestört, und grimmig gemacht. Blos Flachsen schlugs heimlich zu; dieser hielt sich Kabels Wohlthaten und die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienst, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so mancher Menschen, Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld, und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentartikel in seinen jungen Jahren abquäle und abringe — noch drei Stöße hat er zu thun mit dem Pumpenstiefel, so hatte er sein Wasser und Haus.

„O Kabel, mein Kabel — fuhr Glanz fort, fast vor Freude

über nahe Trauerthränen weinend — einſt wenn neben deine mit Erde bedeckte Bruſt voll Liebe auch die meinige zum Vermod" — —

„Ich glaube, meine verehrteſten Herren — ſagte Flachs, betrübt aufſtehend und überfließend umherſehend — ich weine" — ſetzte ſich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen; er war nun auf dem Trocknen; vor den Akzeſſit-Augen hat er Glanzen das Preis-Haus weggefiſcht, den jetzt ſeine Anſtrengung ungemein verdroß, weil er ſich ohne Nutzen den halben Appetit weggeſprochen hatte. Die Rührung Flachſens wurde zu Protokoll gebracht und ihm das Haus in der Hundgaſſe auf immer zugeſchlagen. Der Bürgermeiſter gönnt' es dem armen Teufel von Herzen; es war das erſtemal im Fürſtenthum Haslau, daß Schul- und Kirchenlehrers Thränen ſich, nicht wie die der Heliaden in leichten Bernſtein, der ein Inſekt einſchließet, ſondern, wie die der Göttin Freia in Gold verwandelten. Glanz gratulierte Flachſen ſehr und machte ihm froh bemerklich, vielleicht hab' er ſelber ihn rühren helfen. Die übrigen trennten ſich, durch ihre Scheidung auf dem trockenen Weg von der Flachſiſchen auf dem naſſen ſichtbar, blieben aber noch auf das reſtierende Teſtament erpicht.

Nun wurd' es weiter verleſen.

Das allegoriſche Bild iſt von der Allegorie nur dem Grade nach verſchieden. Dort haben wir die weitere Ausführung, hier die Durchführung eines Bildes.

Quintilian ſagt: Αλληγορια, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interdum contrarium. Wir möchten dieſe Definition nicht unterſchreiben. Die Allegorie ſagt allerdings das nicht, was ſie nach den Worten zu ſagen ſcheint, ſondern etwas Anderes. Aber dieſes Andere iſt kein Entgegengeſetztes, das nur auf dem Felde der

Ironie wächst. Bei der Allegorie ist dieses Andere etwas Aehnliches, Analoges, Paralleles. Die aus dem allegorischen Bilde zu abstrahirende Idee oder Wahrheit wird auf ein ganz anderes Gebiet übertragen, bewährt und bewahrheitet sich an anderen Subjekten und Objekten. Die Blume ist nicht Blume, sondern eine Jungfrau; unter dem Theater verstehe ich nicht die Bretter, die die Welt bedeuten, sondern die Welt selber. Was ich von der Jungfrau, was ich von der Welt sagen will, das sage ich von der Blume, das sage ich in spielenden Urtheilen, die sich an das Theater anlehnen, die von diesem entlehnt sind. Daher gehört eine große Menge von Fabeln ihrem Wesen nach zur Allegorie. Der Fuchs muß zur Zeichnung des Schlaukopfs sitzen; Ochs und Esel mit ihren Attributen sprechen laut und deutlich im Sinne des beschränkten Unterthanenverstandes. Die Mücken umschwärmen uns als die kleinen Sorgen des Lebens und der Bienenstachel ist nichts Anderes als die Spitze (Pointe) des satyrischen Witzes.

Der Marder frißt den Auerhahn,
Den Marder würgt der Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn.

Hagedorn gibt seinem Gedanken die erzählende Form und macht eine Fabel daraus. Er sagt: Ein Marder fraß den Auerhahn. Durch das Präsens wird der Gedanke zu einem allgemeinen Satz erhoben, aber sowohl in der Allegorie-Fabel, als in der Fabel-Allegorie liegt doch nur die allegorisch dargestellte und verhüllte Wahrheit, daß im Leben der Schwächere meist ein Raub, ein Opfer des Stärkeren, des Mächtigeren werde.

Wir haben es also bei der Allegorie mit einem Doppelten zu thun, mit einem Vorhandenen und einem Verborgenen oder Zuabstrahirenden; mit einem vor uns liegenden Gedanken und einem Hintergedanken, reales Bild und ideales Gegenbild. Nicht nur das Wort, sondern auch Farbe und Meißel dienen der allegorischen Darstellung. Poesie, Malerei

und Plastik sind geeignet und durch ihre Darstellungsmittel befähigt, ein Doppeldeutiges darzustellen, in der bildlichen, figürlichen Ausführung einen anderen Sinn oder Gedanken zum Ausdruck zu bringen, einen Januskopf zu schaffen, eine Metapher im Großen. Das Aehnliche und Verwandtschaftliche zwischen dem Concreten und Gedachten erkennen zu lassen, bleibt immer Grundbedingung. Das Dargestellte muß so durchsichtig sein, daß das Darzustellende, Verhüllte, in der Seele des Anschauenden Gestalt bekomme, daß aus dem Spiegel der gegebenen Zeichen das klare Bild des Gewollten, des Beabsichtigten sich reflectire. Aus dem Sinnlichen muß der Sinn erkennbar sein. Bleibt der Sinn verschleiert, decken die Bilder den Gedanken nicht, so ist die Allegorie verfehlt. Metz und Straßburg, zur Zeit der großen Siegesfeierlichkeiten plastisch als zwei große Frauen dargestellt, vermochten in ihrer allegorischen Gestaltung, wieviel Symbolisches und Ornamentales auch herangezogen wurde, nur einen schwachen Eindruck zu machen.

Dieser mangelhafte Erfolg hat nicht im Subjekt, sondern im Objekt seinen Grund. Nicht aus jedem Stoff läßt sich eine Allegorie machen, wenn sich ihm auch ein oder das andere allegorische Bild abgewinnen läßt. Wo die Verbindungsglieder fehlen, da lassen sie sich künstlich nicht herstellen, und bieten sich die Aehnlichkeiten nicht leicht und ungesucht dar, so wird auch das Verständniß kaum herbeizuführen sein. Wie klar und faßlich ist die allegorische Erzählung von den „drei Ringen" in Lessings „Nathan", wie durchsichtig die Allegorie, in welcher Horaz den Römischen Staat als Schiff darstellt (Ode. I, 14), wie erschöpfend und deutlich der allegorische „Reinike der Fuchs". Guido Reni's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt, und aus neueren Kunstschöpfungen Henneberg's „Jagd nach dem Glück", sind sprechende Beweise dafür, daß auch die bildende Kunst

zur Allegorie sich eignet, während Kaulbach und Makkart mit allem ihren Aufwand von Phantasie und Technik doch keine gelungene Allegorie in die Welt gesetzt, weil sie ihr Wesen nicht erkannt und ihren Anforderungen in Bezug auf Klarheit und Leichtigkeit der Abstraktion nicht gerecht geworden sind.

Diesem Standpunkt entsprechend muß die Allegorie nicht nur für die Wahl ihres Stoffes, sondern auch für seine Behandlung verantwortlich gemacht werden. Die Allegorie soll sich die Dinge, die sie vergleichen will, genau und von allen Seiten ansehen, sie soll nicht bloß darüber hinfliegen, sondern sie erfassen, sie unters Mikroskop legen, sie seciren, sie schmecken und riechen und kosten und verdauen, und dann an die allegorische Zeichnung gehen, mit kräftigen Pinselstrichen und stark aufgetragenen Farben. Sie soll das Bild erschöpfen, nicht nur das tertium comparationis auffinden, sondern sämmtliche tertia comparationis. Treffend rügt Jean Paul, wie die große Menge nur oberflächlich die Vergleichsgegenstände anschaue und abgenutzte und abgestandene Bilder immer wieder aufwärme. „Eine Frau denke an die Freude in einem Briefe, oder der Dichter in einem Verse, sofort schließt die fatale Blume der Freude auf und an, diese Eisblume, dieses Wintergrün, dieser Phytolith unter der Metaphern; millionenmal wurde mir diese perennirende Färbepflanze von den Dichtern und Weibern schon geschenkt, — ich wäge sie auf der Heuwage, — Kräutermützen für den Kopf, Kräutersäckchen für das Herz sind damit schon ausgestopft. — Aber fällt denn Niemand darauf, diese versteinerte offizinelle Blume, die man bisher nur blühen, welken, pflücken und zertreten ließ, wenigstens mit allegorischer Hand zu behandeln, die Wurzeln und die Staubfäden der Freudenblumen genau zu zählen? Verstand man denn nicht, sie in hesperische Gärten zu versetzen, oder sie zu pressen, zu trocknen und in die Kräuterbücher der Dicht-

kunſt einzukleben? Warum that dies noch Niemand, ſondern ich hier erſt?“

Das Wort iſt das Kleid des Gedanken! Dieſer Satz wird gewiſſermaßen zu einem mathematiſchen Satze, den ich durch die allegoriſche Darſtellung und Durchführung zu beweiſen ſuche.

„Der Gehirnkaſten des Menſchen iſt die Wohnung der Gedanken. Die Wohnung iſt geräumig genug, um recht viele Gedanken zu beherbergen. Die Gedanken leben hier ganz ungenirt, bewegen ſich ungezwungen hin und her, halten lange Monologe und ſingen, obwohl im feſten Verſchluß: Ein freies und zollfreies Leben führen wir, bis ſie Verlangen oder Veranlaſſung haben, ihre Wohnung zu verlaſſen und der Welt eine kürzere oder längere Viſite zu machen.

Wenn der Gedanke aus ſeinem Verſteck heraustritt, ſo zieht er ſich an, er macht erſt gehörige Toilette. Das Wort iſt das Kleid der Gedanken. Der nackte Gedanke zeigt ſich niemals öffentlich, wenn ſich auch viele Gedanken, in der Fülle ihrer ſprachlichen Kleidungsſtücke, die größte Blöße geben.

Will der Gedanke nur mit dem Haus verkehren, ſo zeigt er ſich in Schlafrock und Pantoffeln, im einfachen Hausrock oder Hauskleid. Geht er in Geſellſchaft, ſo richtet ſich ſein Anzug nach der Art und Klaſſe der Geſellſchaft. Vor Arbeitern erſcheint er in der einfachen Blouſe, in den „höheren Schichten“ wirft er ſich ins Zeug, und Stoff, Form und Schnitt des eleganten Leibrocks laſſen wenig zu wünſchen übrig. Er erſcheint anders gekleidet auf der Tribüne, anders auf dem Katheder, anders auf der Miniſterbank, der Creditbank und Anklagebank. Er kleidet ſich anders, je nachdem er einem Freunde oder einer Excellenz ſich vorſtellt. Die guten Gedanken ſind anders gekleidet, wie die ſchlechten, die großen anders, wie die kleinen. Gerade die kleinen, nichtsſagenden, putzen ſich meiſt am meiſten. Sie lieben die grellen Farben und die künſtlichen

Redeblumen, um für Etwas zu gelten, was sie nicht sind. Doch das Kleid macht erst den Mann, und mehr oder weniger wird man am Kleide des Gedankens erkennen, weß Geistes Kind er ist.

Der Gedanke ist für seine Toilette verantwortlich. Denn er wählt nicht nur die Stoffe nach eigenem Geschmack, er fabricirt sich auch sein Kleid selbst. Er ist sein eigener Schneider, wenn auch nicht immer Meister. Er gefällt, wenn er ordentlich zugeschnitten ist, wenn er über das rechte Maß nicht hinausgeht und wenn er überhaupt das Zeug dazu hat.

Nur selten verstehen es die Gedanken, die rechte Toilette zu machen. Die schönsten Gedanken kleiden sich oft ziemlich geschmacklos, die einfachsten und besten Gedanken wählen oft eine bunte, unharmonische Tracht, bei der das Kleid sich nicht fest anlegt an den Gedanken; das Oberkleid paßt nicht zum Unterkleid, die Weste nicht zum Rock, es ist keine Einheit drin, und man weiß nicht so recht, wo eigentlich der Gedanke steckt.

Viele Gedanken legen auf die Sprachkleidung ein viel zu geringes Gewicht. Viele nehmen sich nicht die Zeit dazu, oder laboriren an einer gewissen angeborenen Trägheit, die sie verhindert, die Garderobe der Rede so zu ordnen, wie sie es von Rechts wegen verdient, wie es die Logik der Kleidungsstücke verlangt.

Doch ist die Zeit, die der Gedanke braucht, um sich anzuziehen, nicht der Maßstab für seinen Werth. Mancher Gedanke braucht nur daran zu denken, auszugehen, und seine Toilette ist gemacht, wie eine Augenblicksphotographie. Er wirft sich ins Zeug und steht fertig da, wie Minerva am Kopfe Jupiter's, und kein Mode-Kritiker findet etwas auszusetzen. Gerade das Redegewand, das schnell und stramm und straff aus der Schneiderwerkstatt der Lippen hervorgeht, sagt am meisten zu und entgeht der wenig schmeichelhaften Frage: Was ist des langen Kleides kurzer Inhalt?! Ja, bei Gedanken, die mit

einer langen Schleppe von Worten und Redensarten einhergehen, ist die Umgebung gar leicht versucht, ein Stück davon abzutreten.

Die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Selbstbespiegelung giebt sich in der Rede-Toilette offen kund. Sie ist durch schreiende Farben, auffallenden Schnitt, Schmuck, Flitter, Schnörkeleien und andere Posamentirarbeiten ausgezeichnet; die Kleider sind mit Phrasen gefüttert, mit Redeblumen wattirt, mit fremden Federn besetzt, doch so gesucht sie sind, so wenig weiß man drin zu finden.

Der große Hofmodist Talleyrand (auch Taillerand zu schreiben) hat das Dogma aufgestellt: Das Kleid der Rede ist nicht dazu gemacht, den Gedanken zu decken, sondern ihn zu verdecken. Diese Lehre hat großen Anklang und weite Verbreitung gefunden. In der That benutzen viele Gedanken die sprachlichen (nicht immer gleichbedeutend mit redlichen) Kleider, um sich dahinter zu verstecken. Sie wollen ihr Inkognito gewahrt wissen. Sie erscheinen verbrämt, bemäntelt, bis oben zugeknöpft; man sieht die Kleider, aber man weiß nicht, was — dahinter steckt.

Und doch giebt es nichts Schöneres, als wenn Denken und Empfinden aus ihrer reichen Garderobe immer dasjenige Rede-kleid auswählen, das passend, ungeziert, sauber und so zugeschnitten ist, daß es ein ungefälschtes Bild im Spiegel der Natur zeigt. Denn nur das Natürliche ist schön." —

Die Idee, die Aktion bei Diners und Soupers mit einer Schlacht zu vergleichen, ist gewiß keine neue. In der weitern Ausführung gestaltet sie sich zur Allegorie, die ich als „kleine Tischrede" bezeichne.

„Den Krieg von 1866 haben wir hinter uns, und das Essen haben wir vor uns. Dort haben wir tüchtig losgeschlagen, hier hauen wir gehörig ein. Dort agirten wir mit dem Munde der Kanonen, hier agiren wir mit dem eignen.

Dort wirkte die Zündnadel, hier Messer und Gabel. Dort gab's Hinterlader von Essen, hier giebt's Essen für Vorderlader. Dort verlangte jede Schlacht eine Steuer, hier bezahlen wir Schlacht- und — Mahlsteuer. Dort hatten wir viele Märsche, hier haben wir einige Gänge, hier kriegen wir bei den Gängen etwas in den Magen, dort kriegten wir die Märsche selber in den Magen. Dort haben wir den Feind fricassirt, hier haben wir Fricassée von Hühnern, hier beißen wir ins Fleisch, dort hat so Mancher ins — Gras gebissen. Dort brachen wie den Oestreichern, hier brechen wir den Flaschen die Hälse. Dort hatten wir schweres Geschütz, hier haben wir ganze Batterien aufgepflanzt. Dort Menschenblut, hier Rebenblut, hier grüner Salat, dort blaue Bohnen. Dort knallten wir mit Pulver, hier macht das Reden Knalleffekt, wenn es nicht etwa — unter der Kanone. Dort gingen wir im Sturm drauf los, hier sind nur Einzelne im Sturme, und wer hier fällt, der steht auch wieder auf. Denn hier im Gegensatz zu dort gilt der Wahlspruch: die Garde stirbt nicht, aber sie übergiebt sich!

Die allegorische Einreihung des Rentiers in ein zoologisches System ist der Gegenstand einer „Naturgeschichte des Rentiers."

Der Rentier, von der Berliner Volkssprache „Rennthier„ genannt, ist ein so eigenthümlich geartetes und merkwürdiges Geschöpf, daß es wohl der Mühe verlohnt, ihn auf das Objectivglas der Beobachtung zu legen, seine charakteristischen Eigenschaften festzustellen und ihm naturwissenschaftlich diejenige Stellung innerhalb des großen Genus „Homo" anzuweisen, auf die er ein wohl begründetes Recht hat.

Das bedeutendste Merkmal unserer Creatur ist ein Sack oder Beutel, der bald nach außen sichtbar wird, indem er ab und zu für gewisse physiologische Zwecke etwas von seinem

Inhalt ausscheidet, bald, sich der Beobachtung entziehend, in filziger Structur das Herz umgiebt und auf dieses als verschlossener und wenig nachgiebiger Herzbeutel einen beengenden Einfluß ausübt. Man darf daher ohne dem wissenschaftlichen Gewissen zu nahe zu treten, den Rentier zu den Beutelthieren zählen und ihn mit Burmeister als homo marsupialis rentiericus treffend bezeichnen.

Ein zweites Hauptmerkmal ist eine Scheere, die er, wie die Krebse, immer bei sich führt, die er aber vorzugsweise am Ersten eines jeden Quartals in Thätigkeit versetzt, um von sogenannten Aktienstämmen, (ein viel weiterer Begriff als Stammactien!) kleine Couponzweige und Dividendenäste abzuschneiden, welche seine Hauptnahrung bilden.

Der Rentier kommt als solcher kaum jemals auf die Welt. Er ist nur die höhere Entwickelungsstufe einer früher dagewesenen Existenz. Doch giebt sich die Anlage und Bestimmung zum Rentier oft schon sehr früh kund, und ist selten Einer als Rentier geboren, so ist doch Mancher zum Rentier geboren. Haufenweise laufen die Rentier-Embryonen in der Welt herum und nähren sich von guten Artikeln und schlucken gute Zinsen, bis sie, zur vollen Selbstständigkeit reif geworden, als Rentiers aus dem Brütofen der Glückssonne auskriechen, aus dem warmen Baumwolllager sich erheben, aus der Seidenraupe sich entpuppen, oder das einschließende Eischalengehäuse von Eisen und Tuch und Holz und Leder als überwundenen Standpunkt durchbrechen. Seiden-Raupen und Garn-Spinnen, Goldfische und Perlhühner, Tuch-, Motten- und Pelz-Käfer gelangen zu der höheren rentierischen Metamorphose, aber auch die allgemein verbreitete Species des „homo communis“ von Schaf, Ochs und Esel, während von dieser Metamorphosirung fast immer ausgeschlossen bleiben die Bücherwürmer und andere Pechvögel.

Die Vorstadien der Rentier-Existenz bedingen die große

Zahl von Spielarten des Rentiers, die in natura vorkommen. Durch die rentierische Haut schimmert das Blut der Kleinkrämerei und des Großhandels, der Industrie und der Fabrikation durch, und auf derselben klebt, als Denkmal und Erbtheil entschwundener Größe, das thierische Fett der Oelspeculation und die Charpietrümmer von Wolle, Baumwolle und Leinwand. Doch thut die Mannichfaltigkeit der Varietäten der Gemeinsamkeit des Charakters und der anatomischen Bildung keinen Eintrag. Der Rentier ist und bleibt durch einen mehr oder weniger vollen Beutel, durch verschiedene beschwerte Taschen, durch eine gute Portion Gräten und durch die oben genannte Scheere hinlänglich gekennzeichnet. Neben diesen Organen ist seine physiologische Bestimmung durch den stark entwickelten, ziemlich umfangreichen, sackförmigen Magen sichtlich angedeutet, der offenbar zu der Bildung seines Gehirns in einem entschiedenen Gegensatze steht.

Mit solchen Werkzeugen ausgestattet, sucht sein Organismus die in seiner Entwickelung und Bildung ausgesprochenen Zwecke auf eine ebenso geistreiche als wenig ermüdende Weise zu erfüllen. Nichtsthun ist sein Beruf, dem er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nachzukommen weiß. Er ist daher mehr für die Consumtion als Production, er denkt im Allgemeinen wenig und ißt dagegen mehr oder vielmehr viel und womöglich gut. Gehindert durch seine vollen Beutel und Taschen, ist seine Bewegung eine schwerfällige. Er legt sich gern auf die faule Bank oder auf die Bärenhaut oder ruht auf seinen Lorbeeren, die er in Gestalt von Staatsschuldscheinen, Actien, Hypotheken- und andern Besitzdocumenten unter sich hat und die mit ihrem schlaferzeugenden Aroma dem alten Dogma: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen" eine erfolgreiche Concurrenz machen.

Rentiers hat es zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen gegeben. Im absoluten Staat sind sie am häufigsten,

da sie die constitutionelle Luft weniger gut vertragen, so daß sich aus der Menge der Rentiers ein ziemlich sicherer Rückschluß auf die bestehende Verfassungsform ziehen läßt. Auch die Egypter, Araber hatten ihre Rentiers, bei den Hebräern grassirten sie auffallend stark. Die Griechen und Römer hatten an Rentiers keinen Mangel und jener Beatus, qui procul negotiis, muß wohl ein ausgeprägter Rentier gewesen sein. Mit dem Schwefelregen in Sodom und Gemorrha, mit der Sündfluth ist eine Unzahl Rentiers untergegangen. Ja Adam selbst war schon ein specifischer Rentier und zwar das überaus seltene Beispiel eines geborenen Rentiers, der in aller Welt Nichts zu thun hatte und die Erde als ein Haus ansah, auf das er die erste und einzige Hypothek hatte. Erst als er, durch seine Gattin verleitet, sich auf faule Aepfelspeculationen einließ, verlor er seine Rentiersnatur und fuhr aus der Bärenhaut seines Dolce far niente in die niedere Organisationsstufe eines Arbeits- und Lastthieres zurück und setzte in seiner Nachkommenschaft dem Rentiergeschlechte bestimmte Grenzen. Uebrigens passirt es auch bei manchem Rentier der Neuzeit, daß er, angestachelt von der Klapperschlange der Versuchung, vom Baume speculativer Börsen-Erkenntniß genießt und sich in die bereits überschrittene Activklasse der Gesellschaft zweibeiniger Säugethiere zurückmausert.

Der moderne Rentier (homo rentiericus nostras) weicht auch in manchen Stücken von dem Prototyp eines historischen Rentiers merklich ab. Halb Beutelthier, halb Faulthier, ist er doch gewissen Thätigkeiten nicht ganz abgeneigt. Als Siebenschläfer des Morgens erwachend, schlürft er Mocca und genießt einige bedruckte Blätter, nimmt in Conditoreien Chokolade mit Schlagsahne und telegraphischen Depeschen, stärkt sich durch Bouillon, Gemüse, Braten und verschiedene Compötter und erholt sich von dieser Stärkung durch einen Nachmittagsschlaf, der, nach der sichersten statistischen Feststellung, eine Durchschnitts-

dauer von einer Stunde, fünfundzwanzig Minuten und drei Secunden hat. Abends trifft man ihn im Theater, in Concerten, Casinos und Ressourcen, wo er mehr Durst als Appetit hat und durch eine kühle Blonde oder einen Seidel Befriedigung sucht. Um dieser anstrengenden Lebensweise ein Gegengewicht zu geben, wird er nicht selten Vorstandsmitglied einer Wohlthätigkeitsgesellschaft, einer Feuer- oder Lebensversicherungsanstalt, ja er fungirt auch als Stadtverordneter oder, im Falle des Conflicts mit der Grammatik und Syntax, als Bezirksvorsteher, als Armen-Commissarius, als Bürgerdeputirter oder Schiedsmann. Doch ist diese Beschäftigung nicht so umfänglich, daß er nicht noch Zeit genug hätte, eine natürliche Anlage mehr und mehr zu entwickeln, die Anlage zum Commerzien- oder Commissionsrath. Macht sich diese Anlage bemerkbar, so sieht man den homo rentiericus nostras in der Nähe von Invalidenhäusern und Hospitälern, von Ueberschwemmungen und großen Bränden, wo er gern „beispringt." Die Bewegung, die mit diesem Beispringen verbunden ist, ruft eine auffallend verstärkte Ausscheidung oben genannter Beuteldrüsen hervor und leistet dadurch der offen ausgesprochenen (oft lange „geheimen") räthlichen Anlage ganz entschiedenen Vorschub. Solche „Beispringer" sieht man nicht selten mit einem farbigen Bändchen auf der Brust herumlaufen.

Der moderne Rentier, der in allen Ländern lebt, dem aber namentlich das Clima im Schlaraffenlande zusagt, wird meistens 70 — 80 Jahre alt und älter, oft freilich wird er schon zu 50 Jahren — alt. Er stirbt, wie er gelebt hat, an Altersschwäche und Gehirnerweichung, macht in der zwölften Stunde noch Legate, segnet die Umgebung und das Zeitliche und geht, wie er glaubt, zu einem bessern Leben über.

Ruhe seiner Asche!

Die Welt, mit Allem was drum und dran ist, ist schon mit tausend Dingen verglichen worden; mir erscheint sie als eine große „Grammatik“. Für diesen Rahmen zeichne ich eine Menge von Bildern, die, wie bunt sie sich immer gestalten mögen, doch immer in den Rahmen hineinpassen müssen.

Wir Menschen, mit unsern mannichfachen Verhältnissen und Zuständen, stellen eine große Grammatik dar. Ein Jeder, der Größte, wie der Kleinste, hat seinen Werth, seine Bedeutung. Wir treten als gewisse Redetheile, Wörter, Formen, Figuren, in Beziehung zu einander: das ist unsere gesellschaftliche Stellung, die soziale Syntax. Es gibt regierende Wörter, es gibt Wörter, die regiert werden, d. h. solche, die von anderen abhängig sind, oder, welche anderen folgen müssen. Es gibt vorgesetzte, es gibt hintangesetzte; es gibt Wörter, die für sich gar nichts sind, und nur dadurch etwas bedeuten, daß sie neben andern stehen, oder mit andern in Verbindung treten. Viele Menschenwörter ändern ihre Bedeutung, wenn ihnen etwas angehängt wird, eine Verläumdung, ein Prozeß, der rothe Adlerorden und dergleichen. Viele begründen ihren Werth auf die Etymologie, d. h. auf die Abstammung, auf den Stamm, von dem sie abzuleiten sind, während in den meisten Fällen die Bildung der Wörter ihren Werth bestimmt. Reichthum, Luxus, Verdienst, d. h. der Verdienst, sind Hauptwörter. Haben ist ein Eigenschaftswort, Sein dagegen ein Nebenwort. Geld ist ein Mittelwort, der Rentier ein Possessivum. Rothschild repräsentirt das Zahlwort. Cousin ist ein Verhältnißwort. Liberal ist ein Relativum, Kummer ein Beugefall, Protection ein Fürwort. Denunziant ist ein Indicativus, Katzenmusik ein Demonstrativum, Kammergericht ein Nomen appellativum. Ein gut gepolsterter Lehnstuhl ist ein Dativus commodi. Der Hagestolz ist ein Verbum simplex, ein Ehepaar ein Verbum compositum. Kantschuh ist ein Imperativus, Oesterreich ein Dualis. Ewiger

Friede ist ein unbestimmter Artikel. Deutschland war früher ein plurale tantum, d. h. es hatte keine Einheit. Die Handlungen der Regierung sind Perfecta, ja plus quam perfecta; was der beschränkte Unterthanenverstand thut, bleibt immer imperfectum. Vereine sind Wörter der Zeit oder Zeitwörter, die Gustav-Adolph- und andere Unterstützungsvereine sind also Hülfszeitwörter. Richard Wagner ist ein Futurum, Hunderttausend Thaler ein Objekt. Der König, der zum Sanitätsrath und Geheimrath ernennt, ist ein Nominativus, der Staatsanwalt ein Accusativus. Rubinstein, der überall Ruhm und Geld davonträgt, ist ein Ablativus instrumenti. Ein schlichter Bürger ist ein Subjekt, Excellenz ein Prädicat, die Vossische Zeitung häufig eine Copula. Der Referendarius ist ein Optativus, indifferente Menschen sind Verba neutra. Fester Charakter ist ein Indeclinabile, Zuchthaus ein Bindewort, Concessionsentziehung — ein Gedankenstrich. Freundschaftsverhältnisse sind Conjunctionen. Ein Pantoffelmann neben seiner mundstarken Gattin ist eine Muta cum liquida. Straßburg ist ein Verbum transitivum, Bankdirektor ein Verbum defectivum, Beust ein Vocativus, Pleßner ein Passivum; die Activa fehlen. Siamesen sind ein concreter Begriff. Peterspfennig ist ein Collectivum. Reuß, Schleiz, Greiz, Lobenstein sind Partikel, Braunschweig ein Pleonasmus. Der historische Haynau ist ein Spiritus asper. Englische Brauerknechte sind Empfindungswörter, Menschenfresser ist ein Epitheton ornans. Die Coburger werden zum Conjugiren gebraucht. Prinz Albert war ein Genitivus, Victoria war lange ein Medium, regierte als solches den Genitivus und wurde alsdann ein Deponens. Die Türkei ist ein Theilungsartikel. König Ludwig ist eine Participialconstruction. Die Lola Montez, die Rasmussen und die Obrenowitsch sind für alle Zeiten — generis communis. —

Die Parodie.

Wir wissen, was Parodie ist, oder sein soll, aber eine Definition zu geben, ist schwer. Die Griechische Bedeutung ist Nebengesang. Die Parodie stellt sich neben ein Anderes, sie lehnt sich an ein Gegebenes an. Sie ist die sinnreiche Benutzung eines concreten, bekannten Stoffes zu tändelnden Gedankenspielen. Sie trägt in diesen Stoff ein Anderes hinein und macht ein Anderes daraus, oder sie benutzt die gegebene Form, um einen vollständig andern Gedankeninhalt hineinzugießen. Die erste Voraussetzung dabei ist die, daß diese Form, also der zu parodirende Gegenstand ein bekannter sei. Sonst fehlt der Contrast, die komische Wirkung, ja die Brücke zum Verständniß. Meist hält sich die Parodie an das Aeußere, indem sie die vorhandene Einkleidung eines ernsten Stoffes zur Darstellung eines lächerlichen benutzt. Sie wandelt die Ode an die Freundschaft in eine Ode auf den Stiefelknecht, oder den Dithyrambus an die Sonne in den auf das Dintenfaß. Sie tritt den Kothurn zum Soccus um und macht aus dem Kanonenstiefel einen Pantoffel. In gewissem Sinne ist die Parodie nur eine scherzende, spielende Nachahmung, in der freilich nicht selten eine versteckte Verspottung, oder ein offenbares Lächerlichmachen liegt. Diese Thatsache ist für manchen Moralisten und Pseudohumoristen Anlaß geworden, gegen die Parodie überhaupt zu Felde zu ziehen und sie zu verpönen. Sie sehen darin eine Frivolität und Profanation, daß Schiller, Göthe u. a. Klassiker zu solchen verletzenden Geistesspielen benutzt und, wie sie meinen,

in den Staub gezogen werden. Solche Schwarzseher und Cerberusse vor den Pforten der Ethik und Aesthetik verstehen es nicht, Lachen und Verlachen zu unterscheiden, ja es fehlt ihnen der Gaumen für Sokratischen Scherz und Attisches Salz, und sie sollten sich von humoristischen Speisen lieber ganz fern halten.

Schon im Griechischen Alterthum bediente man sich der parodistischen Darstellung. Die Erfindung der Parodie wird meist dem Hipponax zugeschrieben, der um 530 v. Ch. gelebt hat. Vorzugsweise wurden die homerischen Gesänge parodirt. So hat sich ein Bruchstück der Parodie des Hipponax erhalten, die einen mit übermäßiger Eßlust ausgestatteten Gourmand durch alle Stadien seines Appetitüberflusses verfolgt:

Sing' mir, o göttliche Muse, Eurymedon, jene Charybdis
Mit scharfschneidigem Magen, der fraß wie keiner auf Erden.

Im weiteren Sinne des Worts, hat die Parodie ein sehr ausgedehntes Feld ihrer Thätigkeit. Wir parodiren, d. h. ahmen scherzend nach: das Wort, die Rede, den Ton der Stimme, die Miene, die Bewegung, die Manier, den Styl, den Vortrag; wir parodiren das Manierirte, den Dialekt, das Pathos und andere Eigenthümlichkeiten einer bekannten Persönlichkeit. Wir parodiren einen Schriftsteller, einen Schauspieler, einen Prediger, einen Professor, einen Stand, eine Nationalität. Ja ein Schauspieler, ein Prediger, der gewisse lächerliche Eigenthümlichkeiten an sich hat, Uebertreibung, Coulissenreißerei, Sucht, auf die Thränendrüsen zu wirken u. dgl., wird zu seiner eigenen Parodie, er parodirt gewissermaßen das Ideal, das er in sich tragen und darstellen sollte. Ein Schauspieler trägt einen ergreifenden Monolog mit übertriebener Ueberschwenglichkeit vor, und — das Parquet lacht. Er ist die Parodie eines guten Schauspielers, seine eigene Caricatur. Auch das Bildwerk, die

Illustration, die Musik sind der Parodie zugänglich. Eine gute Prise Pfeffer mischt sich meist der parodistischen Sauce bei. So gellen uns Spontini's Pauken- und Trommelklänge parodistisch in die Ohren, und Wagners Dissonanzenstrom ergießt sich herzzerreißend in das Bett des trivialsten Textes. Das ist die satyrische Parodie, die, weniger gutmüthig und harmlos, irgend ein Objekt, irgend eine Schöpfung und Leistung persifflirt und lachend an den Pranger stellt.

Wem die Wagner'sche Musik nicht bekannt ist, für den bleibt ihre Parodie selbstverständlich unverständlich und ohne alle Wirkung. Was und wer parodirt wird, die Unterlage, das gegebene Paradigma muß nothwendig bekannt sein und dem Leser oder Hörer vorschweben, so daß sich unwillkührlich Vergleichspunkte, Parallelen, Contraste bilden, die einen komischen Eindruck machen. Wenn ich eine Rede salbungsvoll beginne: Meine geliebten, andächtigen Zuhörer, so ist jeder auf dem Standpunkt, die Kanzel herauszuhören, oder wenn ich in meinem Vortrag von meinem Nachbar zur Linken, von motivirter Tagesordnung und Interpellationen spreche, so folgt der Hörer mit Verständniß der Exkursion aufs parlamentarische Gebiet, auf dem sich die Parodie vielleicht diesen und jenen Abgeordneten zur Zielscheibe ihrer sanften Tändeleien und prickelnden Scherze auswählt. In „Heysa, juchheia dudeldumdey" ist der Kanzel-Rahmen für das Gedankengemälde sofort erkennbar, und mag auch den Inhaltspinselstrichen, den aufgesetzten Wortspiellichtern die vis comica nicht abgesprochen werden, ein starker Procentsatz der schlagenden Wirkung wird doch auf das Conto des Rahmens mit dem Fabrikstempel Abraham a Sancta Clara zu setzen sein.

Die landläufige, ich möchte sagen, literarische Parodie hat zur Grundlage einen einzelnen Satz oder ein größeres, in der Literatur allgemein bekanntes Ganzes. Den Satz kennt jedes Kind, es ist der Vers eines berühmten Dichters, ein geflügeltes

Wort, ein Sprüchwort, eine volksthümliche Redensart, ein locus communis. Zu den größeren poetischen Productionen gehört das einfache Gedicht, lyrisch, didaktisch, episch, das größere Epos, das Drama. Wir haben Parodien Schillerscher Einzelgedichte, besonders seiner Balladen, wie einzelner seiner Dramen, z. B. des Don Carlos. Die Iliade, die Aeneide, das Nibelungenlied, Faust sind parodirt worden, „Reineke Fuchs" ist selbst eine Parodie, dürfte aber in seiner correcten Aus- und Durchführung mehr den Allegorien zuzuzählen sein.

Die Parodie kleinerer Sätze läßt mannichfache Variationen zu. Es wird

1) der Sinn parodirt, die Bedeutung umgewandelt. So wird durch eine andere Betonung, durch eine andere Interpunktion, ein anderer Sinn herbeigeführt, ohne daß ein Wort eines Satzes ausgestoßen oder geändert wird.

„Der Mensch ist nicht zur Freude gemacht."

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.

Johanna (das Hausmädchen) geht und nimmer kehrt sie wieder.

Seid umschlungen Millionen, declamirt der Gründer, und der Oestreichsche Staat: Unser Schuldbuch sei vernichtet!

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen, namentlich der Solawechsel.

Oder der Sinn des Satzes wird dadurch geändert, daß man ein oder mehrere Worte desselben (die für sich unverändert bleiben), in einer anderen Bedeutung zu nehmen hat.

„Das Fräulein vom Hause nimmt ein Notenblatt in die Hand, aber der Flügel, mit dem angeborenen Taktgefühl, merkt die Absicht und ist — verstimmt."

Ich spreche von der Anerkennung und Belohnung ärztlicher Leistungen in früherer Zeit. „Was war das für eine idyllische Zeit, da man dem Doctor Hühner und Gänse, ein Faß Butter und einen Sack Kartoffeln, einen rohen Schinken und viele

Schock schwere Eier als Extraanerkennung ins Haus schickte, und der gute Doktor sie hinnahm mit dem beruhigenden Gedanken: Naturalia non sunt turpia!“

Häufig reißt die Parodie eine bekannte Stelle aus dem Zusammenhang, bringt sie als neues Glied in eine ganz andere Ideenkette, wo sie gar nicht hingehört, diese Legirung überrascht, und das um so mehr, je weniger die Dinge ihrer ernsten Natur nach zusammengehören, je schlagender der error loci hervortritt. Wollte man das moderne Chignon als eine kosmetische, ästhetische und selbst diätetische Verirrung noch so sehr geißeln, oder, in moralischem Sinne des Worts, herunterreißen, man könnte es nicht energischer thun, als durch die Apostrophe: Wer hat dich, du schöner Wald!

2) Die Worte des zu parodirenden Satzes werden geändert, sie werden in ihrer Stellung geändert, es werden neue Worte eingefügt, zugesetzt, substituirt, aber auch ausgelassen.

Die schlechtesten Wespen sind es nicht, die an den Früchten nagen.

Prüfet das Beste und behaltet Alles.

Von einem Mädchen, das sich mit einem Cellisten verlobt hat: Wie zufrieden, wie glücklich sie ist. Der Himmel hängt ihr voller Violoncells.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die — Wechselschuld.

Es wächst der Mensch mit seinen größern — Mitteln.

Wer über gewisse Speisen den Appetit nicht verliert, hat keinen zu verlieren.

Wer über gewisse Dinge den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. — Das reizende Wort Lessings, das hier parodirt wird, kennt Jeder, und Jeder erkennt die Wahrheit an, die nicht schöner ausgedrückt werden kann. Ich komme zu demselben Nachsatz bei grade entgegen-

gesetztem Vordersatz. Der Mensch soll keine Grillen fangen, soll den Kopf nicht hängen lassen, soll sich um eine Bagatelle kein graues Haar wachsen lassen. „Wer über gewisse Dinge den Verstand verliert, hat keinen zu verlieren.“ Nur das Wörtchen „nicht“ ist ausgelassen. Es bildet sich ein neuer, eben so wahrer Gedanke, des Contrastes mit dem Lessing'schen wird sich der Hörer bewußt, er empfindet einen gewissen Kitzel über das neue geflügelte Wort, das Lessing überflügeln will.

Weß das Herz voll ist, geht ihr Auge über. (Von den Frauen).

Wovon das Herz nicht voll ist, davon geht der Mund über. (Lichtenberg).

Difficile est satyram scribere. (Zur Kritik eines satyrischen Schriftstellers).

Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen — zu theuer.

Das Fleisch ist schwach. (Von einem etwas magern Diner).

Parturiunt montes, nascetur — radicalismus.

Parturiunt ultra-montes, nascetur ridiculus mus.

Wo die Krisis am nächsten, steht Disconto am höchsten.

Republikanischer Absolutismus: Sic volo, sic jubeo, stat pro natione voluntas.

Ein appetitloser Patient bemerkt: Hab' ich zu essen angefangen, hab' ich zu essen aufgehört.

Veni vidi — victus sum, erzählt ein Jüngling von der ersten Begegnung mit seiner Geliebten.

Der Humor hat seine Schuldigkeit gethan.

Das ist der Tag des Herrn — v. Bismarck.

Die Stadtgeschichte ist das Stadtgericht.

Frisch, fromm, frei und vergnügt!

Ehret die Frauen, sie flechten und weben und stricken und sticken und flicken und schmücken das Leben.

Nulla dies sine linea. (Ohne Linie und — Landwehr).

Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde — der Vierte.

Immer hat der Hörer den zu parodirenden Satz in seiner Urfassung im Gedächtniß. Er erwartet ein bestimmtes Wort und ist überrascht, wenn es ihm unter den Händen escamotirt wird. Er wird getäuscht, er freut sich des lieblichen Betruges und lächelt oder lacht. Je überraschender, desto packender. Je weniger er dieses oder jenes Wort, diese oder jene Wendung, auf Grund seines logischen Standpunktes, erwarten dürfte, desto angenehmer wird er berührt.

Jemand fällt im Glatteis und zieht fallend seinen Nebenmenschen mit auf den Boden, und — in den Armen liegen sich Beide und weinen vor Schmerz, — nicht vor Freude.

Ein Mediziner parodirt:

Grau Freund ist alle Theorie,
Doch gräulich — ist die Praxis.

Ein junger Offizier glaubt das Pulver erfunden zu haben und trägt darob die Nase ziemlich hoch. Verzeihen Sie, bemerkt sein verletzter Nachbar, Sie können wohl Armeen aus der Erde stampfen, und Ihnen wächst vielleicht ein Kornfeld auf der flachen Hand!

Das bekannte geflügelte Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt," (das Napoleon I auf seinem Rückzuge aus Rußland gesprochen) ist unzählige Male parodirt worden.

Von Wittwe Clicquot zum Grüneberger ist nur Ein Schritt.

Von einem Programm zu einem Epigramm ist nur Ein Schritt.

Von der deutschen Küche zur lateinischen Küche ist oft nur Ein Schritt.

Die literarischen Raschmacher spinnen ihre Ideen in ihrer Gehirn-Kammer rasch zu einem bestimmten Gewebe und — von der Spinnerei zur Druckerei ist nur Ein Schritt.

In den letztgenannten Beispielen kommen noch Wortspiele hinzu, um die Parodisirung wirksamer zu machen. Wofern

die Mittel nicht gesucht sind, wird durch eine Verbindung von Witzformen das Spielen ein freieres, leichteres und drastischeres.

Ein pedantischer Professor ruft seiner lieben Katharina, die ihn in seinen Arbeiten stört, das geflügelte Wort zu: Quousque tandem, Catharina, abutere patientia nostra?

In ähnlicher Weise der approbirte Doktor dem pfuschenden Nichtarzt: Quousque tandem abutere patientibus nostris?

Bei einem Haar-Proletarier, dem der Mondschein über den Kopf wächst, ist Perrüculum in mora.

Der Franzose denkt: Per aspera ad — castra.

Wagener klagt: Per aspera ad — Laskra.

Der Bekümmerte seufzt: Per aspera ad — asthma.

Der Gründer, der vor drei Monaten kaum das liebe Futter hatte, jubelt jetzt in seinem grandiosen Pelz: Per aspera ad — Astrachan.

Oft ist die Parodie nur eine scheinbare; man will das vorhandene Wort behalten, versteckt es aber durch oder hinter ein neues.

Jeder dieser — Herrn Minister
Wird vom andern abgethan.

Derselbe Satz mit mehrfacher Aenderung:

Wie jüngst Hentze'n schlug die Stunde,
Liegt auch Emil's *) Leben offen.
Jeder dieser — Ehrenmänner
Wird vom andern übertroffen.

Nur die — Fixer sind bescheiden.

Am häufigsten wird das Sprüchwort parodirt und ist schon wegen seines Allgemeinbekanntseins, aber auch wegen der gedrungenen Kürze, in der sich der Gedankeninhalt ausspricht, vorzüglich zur Parodie geeignet.

---

*) Lindenberg.

Wer die Hundesteuer nicht ehrt, ist die Zeitungssteuer nicht werth.

Mühler hackt Pius die Augen nicht aus.

Knak und Crementz gesellen sich gern.

Die Morgenstunde hat Cigarren im Munde. (Saphir).

Der Mensch denkt, und der Staatsanwalt lenkt.

Heute roth, morgen — reactionär.

Jung gewohnt, alt — Asyl für Obdachlose.

So kann man eine ganze Reihe parodirter Sprüchwörter auf ein bestimmtes Gebiet übertragen. Folgende Sprüchwörter kann man als Börsen-Sprüchwörter bezeichnen:

Die Mittagsstunde hat Gold im Munde.

Müßiggang ist aller Lasker-Anfang.

Aeltester schützt vor Thorheit nicht.

Mit Wolff und Wolff & Comp. muß man heulen.

Es ist nicht alles Gold, was — 20% giebt.

Schlägst du meine Italiener, schlage ich deine Lombarden.

Guter (Verwaltungs- und Aufsichts-) Rath ist theuer.

Wer Wagener nicht ehrt, ist Strousberg nicht werth.

Mit dem Kleinen fängt man an, mit dem Großen — wagt man nicht anzufangen.

Ehrlich — zieht den Kürzesten.

Wenn dem Rentier zu wohl ist, geht er an die Börse.

Ein elastisches Gewissen ist ein gutes Ruhekissen.

Kleine Jobbers hängt man, große Gründer läßt man — nach England laufen.

Wer „Dannenberg" hat, darf für den Spott nicht sorgen.

Von „Laura" zu „Beers sel. Wwe." ist nur Ein Schritt.

Der „Globus" macht — Seelig.

Heute roth, morgen — verschwarzt.

Wer ultimo lacht, lacht am besten.

Jean Paul sagt: „Wir setzen uns in der humoristischen Parodie selber als Thoren.“ Oft sind aber die Parodirenden wirklich Thoren, sie parodiren in ihrer Dummheit, ohne es zu wollen. Wir lachen über die Beschränktheit, zumal wenn sie sich den Anschein des Wissens, der Gelehrsamkeit geben will, wenn sie auf Stelzen geht und sich spreizen will. Solche Beschränkte setzen sich aufs hohe Pferd, sprechen in fremden Sprachen, citiren klassische Stellen und parodiren diese Stellen, mit denen sie paradiren wollen. Im Munde eines Kellners oder gar einer Biermamsell wird schon jede hochtrabende Bemerkung, jedes poetische Citat, jedes lateinische oder griechische Wort eine komische Wirkung hervorbringen, eine Wirkung, die von Possendichtern vielfach ausgebeutet worden ist. Noch komischer ist die Wirkung, wenn der citirte Satz verdreht, entstellt und als ein quid pro quo hingestellt wird. Er wird dadurch nicht selten in Unsinn verwandelt, aber in Unsinn, der zum Lachen auffordert.

Der gebildete Hausknecht liest aus seinem Stammbuch mit tiefer Empfindung den Vers:

Rosen welken,
Kühe melken,
Aber unsere Freundschaft nicht.

Mein erst Gefühl ist — Preiscourant.

Firniss coronat opus.

Finis coronat opium.

Memento, Moritz!

Venus plenter non studet libenter.

Lumpus in fabula.

Ubi bene, ibi — patriotismus.

Sapienti sat, wer klug ist, ist auch satt.

Medio tutissimus ibis, sagt ein belesener Börsenmann und wickelt alle seine Geschäfte am Medio ab.

Rebus sind jetzt in der Mode, wie der Dichter sagt: Est modus in rebus.

Unser Director hat uns keinen Etat vorgelegt; er denkt: L'état c'est moi.

Der Reichstagssaal (in dem sich häufig Kalkstücke ablösen und die Insassen bedrohen) soll die Aufschrift erhalten: Cemento mori!

Es kommt alles auf den Animus injorantiae an.

Ein gelehrter Professor verweist seinen in Mißcredit gekommenen alten Bekannten aus seinen Cirkeln mit dem Bannspruch: Noli turbare circulos meos!

Beschränkt sich die Parodie nicht auf einzelne Stellen eines Gedichts, sondern folgt bei ihrem neuen Stoffe dem Ideengange der Unterlage, so geschieht dies entweder, indem sie sich vollständig treu an das Vorbild hält, und Vers für Vers sich parallel an das Musterbild anschließt, oder indem sie mit einer gewissen Freiheit die enganschließenden Fesseln zerreißt und nur im Großen und Ganzen dem Orginale folgt.

Als Beispiele von Parodien und Parodien-Torso's mögen folgende hier eine Stelle finden:

Ein Wort.

Ein Wörtchen nenn' ich dir, inhaltsschwer,
Es geht von Munde zu Munde,
Es kommt direkt vom Herzen her,
Dem Herzen bringet es Kunde.
Das Leben ist ohne Reiz und Genuß,
Fehlt ihm das eine Wörtchen — Kuß!

Die letzte Hose.

(Von Scheffel.)

Letzte Hose, die mich schmückte,
Fahre wohl, dein Amt ist aus,
Ach auch dich, die mich entzückte,
Schleppt ein Andrer jetzt nach Haus.

Selten hat an solchen Paares
Anblick sich ein Aug' erquickt.
Feinster Winterbuckskin war es,
Groß carrirt und nie geflickt.

Mit Gesang und vollen Flaschen
Grüßt' ich einst in dir die Welt,
Zum Hausschlüssel in den Taschen
Klang noch froh das baare Geld.

Aber längst kam das Verhängniß,
Die Sechsbätzner zogen fort,
Und das Brückenthorgefängniß
Ist ein dunkler stiller Ort.

Längst verschwand, was noch versetzlich,
Rock und Frack und Mantels Pracht,
Nun auch du, es ist entsetzlich,
Letzte Hose, gute Nacht!

Tag der Prüfung, o wie bänglich
Schlägt mein Herz und sieht es hell:
Alles Ird'sche ist vergänglich
Und das Pfandrecht schreitet schnell.

Nirgends winkt uns ein Erlöser,
Letzte Hose, es muß sein.
Levy Elkan, dunkler böser
Trödler, nimm sie; sie sei dein!

Doch wenn auch ein Beinkleidloser,
Werd' ich nie zum Sansculott',
Ha! noch schützt ein falt'ger großer
Schlafrock vor der schwersten Noth.

Er auch wäre längst entschwunden,
Doch, o Glück, er ist zerfetzt,
Vor des Ellenbogens Wunden
Hat selbst Elkan sich entsetzt.

Stiefelfuchs, du alter treuer,
Komm und stütz mein Dulderhaupt,
Noch ein einz'ger Schoppen Neuer
Sei dem Trauernden erlaubt.

Das Lied an die Börse.

Börse, heller Götterfunken,
Raum geword'ner Himmelsblitz,
Wir betreten wonnetrunken
Deiner Hoheit Götterſitz.
Deine Zauber heilen wieder,
Wen das Leben ſchwer gekränkt,
Bettler werden Fürſtenbrüder,
Die dein ſanfter Zügel lenkt.
Seid umſchlungen, Millionen,
Portefeuille und Portemonnaie!
Brüder, in des Himmels Höh'
Muß ein reicher Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Gründer einer Bank zu ſein,
Wer ein Kapital errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein.
Ja, wer nur als Eignes zähle
Hunderttauſend Thaler baar!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle —
Weinend ſich aus unſrer Schaar.
Was den großen Ring bewohnet,
Huldige dem Börſenſpiel;
Glanz und Größe iſt das Ziel,
Das den Strebenden belohnet.

Aktien kaufen alle Weſen,
Arm und reich und klein und groß,
Alle Guten, alle Böſen
Treten in der Börſe Schoß.
Hoffnung giebt ſie und Momente,
Wo der Menſch ein Gott ſich dünkt.
Wolluſt, wenn die hohe Rente
Von Paris die Hausse bringt.
Stürzet nieder, Börſenkinder,
Betet an das goldne Kalb!
Ein Prozent bis anderthalb
Steigen heute die Köln-Minder!

Börſe heißt die ſtarke Feder,
Die empor den Handel ſchnellt.
Börſe treibt die ſchweren Räder
In der commerziellen Welt.
Häuſern donnert ſie ein Werde,
Eiſen pflanzt ſie in den Staub.
Waſſer legt ſie in die Erde,
Gas und Abfuhr mit Verlaub.
Menſchenkinder, werdet Gründer,
Baut Fabriken, Brück' und Haus.
Beutet Meer und Berge aus,
Sonſt ſeid allzumal ihr Sünder.

Menſchen wirken und Maſchinen,
Zink und Kohlen zu befrei'n.
Springen müſſen alle Minen,
Kuxe in die Welt zu ſtreu'n.
Hütten, Häfen, Straßen, Bäder,
Salz und Zucker, Brod und Bier,
Eſſig, Sprit und Juchtenleder
Macht die Börſe zu Papier.
Froh, wie Phöbus' Roſſe fliegen
Durch die Luft in goldner Pracht,
Ziehet in die Börſenſchlacht,
Brüder, wie ein Held zum Siegen.

In der Börſe Mittagsſchwüle
Wird das Blei zum Diamant.
Von der Weizenkörner-Mühle
Mahlet Gold der Speculant.
Ja Fortuna's Geiſter werfen
Cheks und Barren um ſich her:
Durch den Riß geſprengter Nerven
Springt der fert'ge Millionär.
Dulbet muthig, Millionen,
Dulbet für ein beſſ'res Sein.
Angſt und Schreck und Sorg' und Pein
Wird der Börſe Gott belohnen.

Glaub' und Muth in feſten Wurzeln,
Gottvertrau'n in Krieges Noth,
Wenn im Sturm die Courſe purzeln
Und die große Pleite droht.
Ausdau'r wird ſich ſtets belohnen,
Geht's auch eine Weile ſchief;
Dem Verdienſte ſeine Kronen:
Ehr' und Ruhm und Adelsbrief.

Tretet an des Tempels Stufen
Schwört den Eid bei Rothſchilds Haar:
Brüder, heut in einen Jahr
Millionäre — unberufen!

Parodiſche Tiſchrede.

Feſt gemauert auf der Diele
Steht der große Klappentiſch.
Heute gibt's der Speiſen viele,
Brüder, an die Arbeit friſch!
Auſtern, Fricaſſée,
Spargel, Lachs, Filet,
Schoten, Gänſeleber winken;
Doch der Segen kommt — vom Trinken.

Zum Werke, das wir heut vollbringen,
Geziemt ſich wohl ein luſt'ges Wort,
Denn der Humor vor allen Dingen
Iſt hier, wenn irgendwo, am Ort.
So laßt uns denn bedächtig prüfen,
Was in der goldnen Rebe ſteckt,
Entziffern uns die Hieroglyphen
Von Rüdesheim, Lafitte und Sekt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß, wenn er ein'gen Durſt verſpüret,
Er zeitweis den Verſtand verbannt.

Nehmt zur Hand die volle Pulle
Schenkt die Wundertropfen ein.
Selbst beim seligen Luculle
Gab es niemals bessern Wein.
Gießt ihn durch den Schlund
In des Magens Grund,
Daß er zu der festen Speise
Fließe in der rechten Weise.

Was in des Magens tiefer Grube
Des Stoffes Gährung wühlend schafft,
Steigt mählig in die Oberstube,
Dort wandelt sich der Stoff in Kraft.
Nach außen tritt es, Wort geworden,
Und trifft mit hellem Schall das Ohr,
Es setzt sich um zu Tonaccorden
Und wecket der Gesellschaft Chor.
Was je dem niedern Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß baut,
Das, hat er etwas in der Krone,
Wird schrankenlos dem Lied vertraut.

Weiße Perlen seh' ich springen,
Kostet, schlürft und habt Respekt.
Laßt sie in die Kehle dringen,
Denn das ist der echte Sekt.
Gähret, schäumet wild,
Prickelt scharf und mild,
Halb ein Kind und halb ein Löwe;
Also will es Clicquot veuve!

Kaum daß der Knab' ins Erdenleben
Den ersten Gruß der Freiheit schreit,
Ist schon der Saft der goldnen Reben
Zu seiner Taufe froh bereit.
In seines Daseins heitrem Morgen
Ist Milch ihm seine einz'ge Lust.
Es stillet alle seine Sorgen
Der Baueramme volle Brust.
Die Jahre flieh'n, es wächst der Knabe,
Er kostet schon den edlen Most,
Mißt er die Welt am Wanderstabe,
Reist er per Eisenbahn und Post.

Und herrlich in der Freiheit Drange,
Wie ein Gewächs aus Himmelshöh'n,
Gebändigt von des Drahtes Zwange,
Sieht er die Wittwe vor sich steh'n.
Da faßt ihn namenloses Sehnen,
Es keimt und wächst der Kehle Durst,
Er dämpft ihn durch der Traube Thränen,
Und alles Andre ist ihm — Wurst.
Und öfter folgt er ihren Spuren,
Von ihrem Kuß berauscht, berückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Tafel schmückt.
O frommes Sehnen, durstig Hoffen,
Des Weines süße Trunkenheit,
Es schwankt der Fuß, man ist bes—äuselt,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O daß uns auf des Lebens Wege
Des Rausches Zauber nie verflöge!

Wie sich schon die Wangen röthen;
Wie das Auge flammend blitzt,
In Gedankenkindesnöthen
Lallend sich die Zunge spitzt.
Brüder, nun ist's gut,
Seid auf eurer Hut!
Prüfet ernst, ob Kopf und Magen
Noch ein Mehreres vertragen!

Wohlthätig ist des Weines Macht,
Wenn sie Vernunft und Maaß bewacht,
Und manch heroischer Entschluß
Nennt sich ein Kind des Spiritus.
Doch furchtbar wird des Weines Kraft
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Wenn sie, gelöst von Zaum und Schnur,
Ras't in der rohesten Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
In den volksbelebten Gassen
Nimmer ihren Schwerpunkt fand.
Straßen auf,
Jungen sammeln sich zu Hauf

Mit Gepfeife und Gequietſch
Um den Pietſch.
Armes Wurm,
Biſt im Sturm!
Hin und her,
Bombenſchwer,
Durch der Straßen lange Zeile
Wackelt die lebend'ge Säule,
Wankt und ſchwankt,
Stolpert, ſtrauchelt, legt ſich nieder,
Hebt ſich wieder,
Eilet weiter,
Seelenheiter,
Und die Maſſen,
Ausgelaſſen,
Unter Schimpfen
Naſenrümpfen,
Lachen, Höhnen, Spotten, Schrei'n
Hinterdrein,
Bis, geneckt, gehetzt, geſcheucht,
Er des Hauſes Ziel erreicht.

Ach, die Gattin iſt's, die Theure,
Ach, es iſt die liebe Mutter,
Die den Wankenden empfängt
Und ihn — mit Chamille tränkt;
Die beſorgt den guten Vater
Wegführt aus der Kinder Schaar,
Die ſie liebend ihm gebar,
Daß ſie auf dem Hausttheater
Schauen nicht den böſen — Kater.
Ja, die reinſte Liebespflicht
Waltet in der ſtillen Kammer,
Wo der düſtre Katzenjammer
Wild aus allen Fugen bricht.
Und ſie ſorgt und ſchafft, die Theure,
Und erregt ihr Herze klopft,
Bis des Herings Wunderſäure
Balſam in die Seele tropft;
Bis, um Bacchus zu entkräften,
Morpheus naht mit ſeinen Säften,
Und der Bruſt des Hausmonarchen
Sich entringt ein tiefes Schnarchen.

Durchgeprobet ſind nun alle
Sorten von dem beſten Faß.
Jetzo ſpringt mit Donnerknalle
Meiſter Röderer ins Glas.
Jetzt, Halleluja,
Jetzt iſt Stimmung da!
Stoßet an, das Glasgeläute
Luſt und Leben uns bedeute!

Kapuziner-Rede,

gehalten bei einem Narrenfeſt.

Heiſa, juchheia, dudeldeidum!
Das iſt ja ein närriſches Publikum!
Seid ſonder Zweifel gekommen hierher,
Weil euch das Herz von Reue ſchwer,
Wollt Buße thun im Narrentempel,
Tragt alle den echten Narrenſtempel! —
Habt an der Bruſt die närriſchſten Orden:
Seid endlich mal wieder Narren geworden!
Denn abtrünnig im Alltagsleben,
Habt ihr euch leider der Weisheit ergeben.
Darum hat Tyll mich auserkoren
Und beſchworen,
Sein Wort zu bohren
In eure Ohren,
Euch ohne weit're Gebühren und Speſen
Den Text zu leſen.
Silentium, ſchweigt feierlich ſtill,
Was ich euch ſage, ſagt Meiſter Tyll.
Et ait vobis:
Die Weisheit iſt als wie ein Flohbiß,
Der euch ausſaugt das närriſche Blut
Und bis in die Seele weh euch thut.
Geſchrieben ſteht: Sapienti sat,
Die Weisheit kriegt man leicht ſatt.
Was hockt ihr nun über Büchern und Schriften,
Um euch das Bischen Verſtand zu vergiften?

Laßt euch von den Dirnen, den alten Muſen,
Mit Reimen füllen den Buſen,
Um die grauſigſten Dithyramben
Zu gießen in Dactylen und Jamben.
Treibt euch herum in allen Facultäten,
Erforſchet die Peſt und andere Kröten,
Studiret das jus und führet Prozeſſe
Und leſet die Meſſe,
Steigt in die Erde, um Kohlen
Und Eiſen und Gold heraufzuholen,
Stellt Venus bloß an der Sonne Schimmer,
Und — werdet doch alle Tage dümmer.
Beglückt denn all das Forſchen und Suchen?
Ja, Kuchen!
Mit ſolchem Kram, ihr Philoſophen,
Lockt ihr noch keinen Hund vom Ofen.
Ihr *darbet* im Ueberfluß,
Das Wiſſen giebt euch keinen Genuß,
Ihr fühlt nur die Ohnmacht, und zum Schluß
Da heißt es doch immer: Non possumus!
Der rechte Gott iſt Tyll Eulenſpiegel;
Ihr wollt ihn nicht kennen, legt ſieben Siegel
Auf ſeine Bibel,
Die doch allein iſt infallibel.
Es iſt ein Gebot: Ihr ſollt fidel ſein,
Auf der Lampe der Luſt ſoll immer Oel ſein;
Der Mann ſoll nichts ſich entgehen laſſen,
Soll jede Freude beim Wickel faſſen,
Der Mann ſoll jubeln und trinken und ſchwelgen
Mit ſchönen Müttern von künftigen Bälgen,
Soll mit Chriſtinen und Auguſten,
Studiren die Lehre des Unbewußten,
Emilia, Amalia oder Eulalia,
Non turpia sunt naturalia.
Wer's gut mit ſeinem Leben meint,
Der ſollte, als ſein beſter Freund,
Sich grämen und ſchämen,
Das Leben zu ernſt zu nehmen,
Jedes Wort zu legen auf des Goldes Wage,
Mit Denken und Sorgen zu trüben die Tage.
Fürwahr, das Denken
Das iſt eins von den Danaergeſchenken.

Und das ſchlimmſte von allen Uebeln,
Das iſt das Grübeln,
Das Grübeln, das, wie bekannt,
Mit der Grube iſt ſtammverwandt.
Quid statis otiosis?
Habt ihr ſtudirt das erſte Buch Moſis?
Iſt Adam nicht, wie es ſteht zu leſen,
Der erſte gebildete Menſch geweſen?
Der machte ſich weislich kein Gewiſſen,
Hat flott in den ſüßen Apfel gebiſſen,
Er klagte nicht
Und verzagte nicht,
Ward er darob auch 'rausgeſchmiſſen.
Ging auch das Paradies ihm in die Fichten,
Er wußte ſich ſchnell einzurichten.
Er war geſcheiter als Humboldt und Hegel,
Er lauſchte dem Geſang der Vögel,
Er ſuchte Feigenblätter,
Er ſprach mit Eva vom Wetter,
An deren Blicken er ſich ſonnte,
Und die er küßte, ſoviel er konnte.
Und Adam ſagte Contenti estote:
Ich bin zufrieden mit dem täglichen Brote!
Doch ihr, ſtatt mit Wen'gem euch zu begnügen,
Sucht immer mehr in saccum zu kriegen.
Ihr jauchzet, wenn alte Tanten ſterben,
Die euch eingeſetzt zu Erben,
Wollt Tauſende, wollt Millionen erwerben,
Um gründlich den Frieden euch zu verderben.
Am Gelde hängt ihr, laßt auch hängen um's Geld,
Als wär' es das Höchſte auf der Welt.
Die Münze, die nennt ihr Mark,
Weil ſie euch geht in Bein und Mark.
Mehr gilt euch der Profit als der Prophet,
Der Narrheit und Luſt ins Herz euch ſä't.
Und was ſoll euch der Glanz und der Schimmer?
Er dauert nicht immer.
Jetzt ſchafft euch Millionen ein Zug der Feder,
Habt Villa und Reitpferd und Gummiräder,
Seid wohlhabend, ſeid Rothſchild's heute,
Und morgen — pleite.
Sic transit gloria mundi,
Das Gold kriegt das consilium abeundi,

Und im Album der Meier's und Levy's
Steht die Notiz »pecunia brevis«.
Sagt doch ſchon Cicero: Tempora mutantur,
Beſtändig weiter trippelt die Sanduhr,
Und kaum wir etwas zurückgelegt haben,
Da liegen wir ſelber im Sande vergraben.
Drum fordert Tyll: Contenti estote,
Erfreut euch an einer Anekdote,
An einer guten Zote,
Und lachet von Herzen
Bei Poſſen und Scherzen.
Ein Ulk, ein luſtiges Lied,
Das macht App'tit,
Das ſchafft euch Durſt zum guten Trunk,
Das erhält euch jung! —
Ihr aber laßt die Köpfe hängen,
Laßt euch vom Schickſal bedrängen,
Legt in's Geſicht die ſauerſten Mienen,
Als kämen vom Gehirn ganze Eſſiglawinen.
Verzweifeln wollt ihr, wenn's irgendwo fehlt,
Wenn ein kleines Leiden euch quält;
Wenn leiſe Schüſſe der Hexen
Sich ſetzen in Sehnen und Flechſen,
Wenn ein Klappern der Zähne,
Ein Bischen Migräne
Sich kleine Scherze mit euch erlauben,
Dann glaubt ihr ſchon, ihr müßt dran glauben.
Und darum viel Schatten und wenig Licht:
Weil es den Menſchen an Narrheit gebricht! —

Doch heil! noch iſt's mit der Welt
Nicht gar ſo ſchlimm beſtellt,
Noch iſt, Tyll ſei Dank,
Nicht die ganze Menſchheit weisheitskrank.
Noch leben Wagner, Gerlach und Hegel
Und andere Spaßvögel,
Noch wirken
In weiten Bezirken
Malzbier und Daubitz und Königstrank
Und des Apfelweins luſtiger Schwank.
Noch treiben, im Dienſte des Jocus,
Die Schwarzen ihren Hocuspocus,

Noch giebt's eine große Schaar von Frommen,
Die — grad' aus dem Wirthshaus herausgekommen.
Noch giebt's Actionaire in Massen,
Die sich von Strousberg begründen lassen.
Noch legt Louise offen ihr Stigma,
Und Lourdes ist auch ein Narrheitsparadigma.
In Spanien,
Im Vaterlande der Kastanien,
Da treiben zeitweis fröhliche Blüthen
Don Carl und seine Banditen,
Und Alphons, vor 17 Jahren geboren,
Noch etwas grünlich hinter den Ohren,
Nennt sich des Reiches Helfer und Rather,
Nennt sich des ganzen Landes Vater.
Und wo bleibt Majunke, Meppens Perle,
Knak, Tölke, Quistorp und andere lustige Kerle,
Die Römischen Schafe und die Hammelsprünge
Und tausend andre närrische Dinge;
Die Kanonen von Gottes Gnaden,
Die stundenlangen Paraden
Und ähnliche Hanswurstiaden.
Noch findet die Narrheit einen Boden
In Moden und Methoden,
Synoden und Unsinnoden.
Noch sieht man die Stolberger laufen,
Mit Eau de Lourdes ihre Seele zu taufen
Und sich einen frommen Affen zu kaufen.
Noch wird in Kammern klug geschnabbert,
Noch werden heilige Knochen beknabbert,
Noch geht man zu Seldis mit Vergnügen
Mit Hemden, wenn sie das Reißen kriegen,
Noch ragt die Tugendrose in die Höh'
An Isabellens Busen a. D.,
Noch leben Lulu und Loyola,
Hallelujah!

An allen den Recken und Helden,
Von denen meine Worte melden,
Nehmt euch ein Exempel,
Die ihr hier weilt im Narrentempel.
Bei Schellen-, Lieder- und Gläserklang
Seid Narren, Narren eu'r Lebelang.

Genießet die Narrheit in vollen Zügen,
Laßt um den Narrenzopf,
Um Schrullen und Streiche im Kopf
Euch nicht vom Weisheitsteufel betrügen!
Risum teneatis, haltet feſt am Lachen,
Macht euch keine Schmerzen um faule Sachen,
Faciatis vobis nullos dolores
Und jammert nicht: o tempora, o mores!
So ſchreien nur die dummen Philiſter,
Die kommen ſchon früh in's alte Regiſter.
Ihre Sonne, wenn ſie noch im Mittag ſteht,
Hat ſchon mit dem Mondſchein ein tete-à-tete,
Denn von ſo altem, verknöcherten Haus
Da nehmen die Haare ſchon früh Reißaus.

Die Zeit iſt ernſt, und die Zeiten ſind ſchlecht;
Da braucht ihr den leichten Sinn erſt recht.
Es wird ſicher nicht euer Schade ſein,
Laßt ihr einmal ſieben grade ſein,
Und wenn ihr als Narren ein Auge zudrückt,
Vergeßt ihr, wo euch der Schuh drückt,
Vergeßt, was euch in Trauer verſenkt,
Euch kränkt, beengt, beſchränkt, bedrängt,
Die eigne Noth und die Noth der Familien,
Die kleinen Würmer und die großen Reptilien.
Ihr denkt nicht an die Wohnungen, die theuren,
An die anſtändigen Steuern,
Und ſitzt nicht auf ungelegten Eiern.
Denn bei dem Brüten kommt nichts 'raus,
Löſcht vor der Zeit nur das Leben aus!

Darum ſeid Narren von echtem Schrot
Bis in den Tod.
Seid Narren vom Scheitel bis zur Sohle:
Das iſt die Parole!
Verbreitet die Narrheit im ganzen Reich,
Seid fruchtbar und vermehret euch,
Und laſſet es niemals außer Acht,
Daß ein Narr viele Narren macht!
Dann wird es auf Erden
Immer beſſer werden.

Es ſchwinden und ſchrumpfen die Beſchwerden,
Ihr müßt aus voller Seele geſteh'n:
Das Leben iſt doch ſchön!
Ihr wartet nicht, bis ihr begraben,
Um den Himmel zu haben,
Ihr geht, als echte Narren, lieber
Schon hier zu einem beſſern Leben über.
Amen!

Der treue Zecher.

Der Zecher hält beim Faſſe treue Wacht,
Aus voller Bruſt ertönen ſeine Lieder;
Es preiſ't ſein Mund des Rebenſaftes Macht,
Des Kellers weite Wölbung hallt es wieder:
„Das Waſſer, das verdammte, mag ich nicht!
Der Stern heißt Rheinwein, drunter ich geboren;
Und ſtreng' üb' ich der Nagelprobe Pflicht,
Getreu dem Faſſe, dem ich zugeſchworen!"

Die Nacht verſtreicht, — der junge Morgen tagt,
Es ſtrömt des Faſſes theures Blut noch immer;
Doch feſt und hoch auch, wie die Eiche, ragt
Der Zecher noch, umſäumt von gold'gem Schimmer:
„Das Waſſer, das verdammte, trink' ich nicht!
Kommt her und zetert, Mäßigkeitsdoctoren!
Ich üb' der Nagelprobe heil'ge Pflicht,
Getreu dem Faſſe, dem ich zugeſchworen!"

Der Quell verſiegt, kein Tröpflein rinnet mehr;
Es ſchlürft der Zecher noch in letzten Zügen —
Dann ſinkt das Haupt, die Zunge wird ihm ſchwer
Und lallend nur kann er die Worte fügen:
„Das Waſſer, das verdammte, trank' ich nicht!
Und hab' ich auch das Gleichgewicht verloren,
Ich übte ſtreng der Nagelprobe Pflicht,
Getreu dem Faſſe, dem ich zugeſchworen!"

Der witzige Unsinn.

In seiner unbeschränkten Souveränität bemächtigt sich der Witz der großen Reiche der Natur, wie des Reiches der Gedanken. Er beherrscht die Welt. Er unterwirft sich Alles. Er sticht, er schlägt, er geißelt Alles. Aber er thut dies in graziöser Weise, in spielender Form. Er ist nicht boshaft aus Prinzip. Er ist der lachende Philosoph. Der Nebenmensch ärgert sich nicht über sein Spiel, er freut sich dessen, er empfindet ein Prickeln und — lacht mit.

Der Witz bringt in Form und Wesen der Dinge ein und kommt zu wunderbaren Zusammenstellungen und wunderlichen Antithesen. Auf Aehnlichkeit und Contrast baut er seine spielende Gedankenwelt auf. Die Art und Form seines Urtheils stellt sich gewissermaßen als witzige Technik dar. Wortspiele, Bilder, Antithesen ꝛc. sind sein Handwerkszeug. Aber wie er Interesse hat für das Große und Erhabene, so hat er es auch für das Kleine und Niedrige. Wie er als Naturforscher in die Werkstatt des großartigen Menschengeistes dringt und an seinen Schöpfungen sich erfreut, so hat er auch ein Auge für die Verirrung und Verwirrung, für die Schwächen und Gebrechen des Geistesorgans. Er hat Sinn für den Unsinn. Er legt einen geheimen Sinn in den offenbaren Unsinn. Er vertieft sich in das Flache, er kommt zum Verständniß des Unverstands, er denkt mit dem Dummen, und ist dabei, wenn die Logik ihren Alibi-Beweis führt. Nicht nur, daß er diese Geistesmängel geißelt, er benützt und verwerthet sie auch als Formen

für seine Lebensäußerungen. Er macht Unsinn, und versteigt sich selbst zu höherem Blödsinn. Die angeborene oder anerzogene Dummheit, die Beschränktheit aus Naturanlage braucht nicht einmal lächerlich zu sein, geschweige denn witzig. Jeder Mensch macht einmal eine Dummheit, der witzige macht die Dummheit, jene verpufft, diese explodirt und zündet nicht selten. Es liegt oft ein tiefer Sinn im Unsinn, und es sind gar kluge Reden, die aus des Narren Munde fließen. Aber nicht jeder Narr weiß klug zu reden, und nicht jeder Unsinn birgt einen tiefen Sinn in sich. Das ist der Irrweg, auf den Kuno Fischer geräth, wenn er die faktische Confusion, die reelle Unwissenheit, den wirklichen Unverstand als witzig hinstellt. So sagt er: „Ein weiland berühmter Berliner Arzt findet sich bei einem Gastmahl einem Manne gegenüber, den er nicht kennt, er hört, es sei Friedrich Tieck; nach einiger Ueberlegung nimmt er sein Glas, um sein Vis-à-vis zu feiern und ruft ihm zu: vivat Oranien! Niemand begriff, was er wollte. In diesem einen Worte waren ihm drei Confusionen gelungen: er hatte erstens Friedrich Tieck, den Bildhauer, mit Ludwig Tieck, den Dichter, zweitens den Dichter Tieck mit dem Dichter Tiedge und drittens Urania mit Oranien verwechselt. Man sieht, daß auch der Gallimatthias seinen Kettenschluß hat.“ Das ist kein Gallimathias, das ist krasse Unwissenheit, die bei einem Arzte, der den gebildeten Ständen angehört, fast unglaublich erscheint. Denn mindestens wird er wissen, daß er auf diesem Gebiete nichts weiß und die Klugheit besitzen, zu schweigen. Hat er aber wirklich die angeführte Rede gehalten, so gehört wahrhaftig viel Witz oder Scharfsinn dazu, den dreifachen Knoten einer dreifachen Unwissenheit zu entwirren und den Zusammenhang der Dinge zu enträthseln. Eben so wenig hat die Blumenlese, die Kuno Fischer aus den Schriften eines Archäologen veranstaltet, etwas mit dem Witz gemein. Der Archäologe schreibt: „Das Wasser des Nils kann

zu einer wahren Leidenschaft werden als Getränk." In Betreff des Nilschlamms, aus dem lebendige Wesen entstehen sollen, beruhigt er den Leser: „Damals war die Luft schwüler, denn jetzt geht der Strom in glänzender Breite, aber unverdächtig vorüber." Von dem Römischen Colosseum sagt er: „achtzig Thore brachten die Zuschauer auf die Sitze und entleerten diese Sitze eben so schnell", und eine Schlucht beschreibt er mit den Worten: „eine tiefe Schlucht bringt von links herauf." Was hat dieser Unsinn, frage ich, mit den Entwicklungsformen des Witzes zu thun? Solches Unsinns-Unkraut wuchert in Unmasse auf dem Felde der Literatur, aber es fehlt ihm so sehr die komische Kraft, daß derartige Produkte der Beschränktheit nicht einmal auf der Possenbühne ein Heimathsrecht anstreben könnten. Nein, solcher Unsinn ist nicht komisch, der gehört schon mehr in's Gebiet des Deliriums. Kuno Fischer erzählt: „In der Rolle des Schiller'schen Tell nahm ein Schauspieler, der weder Uebung noch Einsicht hatte, den Anfang des bekannten Monolog für eine nach Innen gerichtete Meditation, und indem er tiefsinnig den Finger an seine Stirn legte, sprach er unter dieser demonstrativen Geberde, die wie ein naives Selbstbekenntniß aussah: „durch diese hohle Gasse muß er kommen!" Nämlich nicht der Geßler, sondern der Monolog!" An die concrete Existenz solcher „hohler" Köpfe auf den Brettern können wir nicht glauben. Wohl aber schafft der Witz solchen Unsinn und läßt ihn mit Vortheil auf die Lachmuskeln wirken. Aehnlich berührt der Declamator bei dem Verse: „Auf der Brust das Kreuz", die entsprechenden Körperstellen und ruft durch diesen Unsinn ein schallendes Gelächter hervor.

Auch der Unsinn hat im gewissen Sinne Methode und läßt sich daher in ein gewisses System bringen. Though this be madness yet there is method in it. (Shakspeare.)

Der sprachliche Unsinn beruht auf Wortverdrehungen, Wortverwechslungen und Verzerrungen, Buchstabenversetzungen (Anagrammata), Satzeinschachtelungen, und stellt in Folge dieser Wandlungen entweder etwas Barockes, jedes Gedankeninhalts Entbehrendes dar, oder er giebt in der Schale des Unsinns einen Gedankenkern, er gibt Gedanken und gibt — zu denken. Will man das Systematische auf die Spitze treiben, so könnte man die barocken Sprachverkrüppelungen selbst zu den Parodien zählen, namentlich wenn sie sich auf bekannte Redensarten, klassische Verse oder geflügelte Worte beziehen. (Vgl. „Parodie" pag. 145).

Die Krankheit ist epidemlich.

Pompelanum und Herkeji.

Jur-Bodenbach.

Schlesinger (aus dem Bade zurückkehrend) wird als Seeschlinger begrüßt.

Ein junger Lyriker leidet an Dichteritis.

Ein geschwätziger, weitschichtiger Lyriker, der seinen Gedanken durch eine Unzahl von Vers-Füßen breit tritt, leidet an Hyperstrophie.

Einem Schauspieler passirt das Malheur, statt „er lag an der Mutter Busen" zu sagen: „er lag an der Musen Butter."

Der junge (polizeilich gemaßregelte) Mann hat das Glück in Gens-Darmstadt zu leben.

Mundus vult deficit.

Spiele nicht mit Schießgewehren, denn es fühlt wie du den Schmerz.

Im grammatischen Unsinn wirken die entweder aus Unwissenheit oder mit bewußter Absicht hingestellten Verletzungen grammatischer Gesetze und sprachlicher Usancen. Wir compariren ein Hauptwort, wir versehen ein fremdes

Eigenschaftswort mit einer deutschen Superlativendung, wir verwechseln Dativ und Accusativ u. dgl.

Berlin wird alle Tage weltstädter.

Er genießt auf dem Lande das dolceste far niente.

Im Saale versammelt ist die hauteste Volée.

Der Hinterlader schießt todt, das Chassepotgewehr schießt tödter.

Ich bin mehr als Mundt, denn ich bin — munter.

Ein adliger Herr soll sich an 4 Abonnementsbällen, betheiligen. Er schreibt auf das Circular, das ihn dazu aufforbert: Ich komme auf — allen Vieren.

Er hat in allen Residenzstädten die größten Beifälle gefunden.

Die Verlegenheit, die Zerstreutheit, die Aengstlichkeit und ähnliche abnorme Geisteszustände führen zu allerlei Verirrungen und Verleitungen, die leicht einen Unsinn des Redens und Handelns hervorrufen. Die Verlegenheit ist das Stottern der Seele. Der verlegene Redner ist eine tragikomische Figur. Das Schiff der Gedanken kommt ins Schwanken, indem die brandenden Wogen der Ideen auf ihn einstürmen, verliert er das Steuer. Dem Stottern der Seele folgt das Stottern der Zunge, er spricht ein quid pro quo, das sich als Unsinn charakterisirt. Er sucht umsonst den Hafen zu erreichen, und je weiter er fährt, desto mehr Klippen, desto mehr Untiefen stellen sich ihm entgegen. Er ist von einem geistigen Sch — Sch — Sch — Schwindel befallen, er schwitzt aus allen Po — Po — Poren, er kann sich nicht ha — ha — halten und bricht endlich einen Schluß vom Zaune und selber zusammen.

Erscheinen solche Figuren im wirklichen Leben, so erregen sie leicht Mitleid und eine um so unangenehmere und pein-

lichere Spannung, als sich diese nach den Gesetzen der Convenienz nicht in Lachen auflösen darf. Auf der Bühne werden sie immer zu wohlthuenden Zwerchfellerschütterungen führen, und Lustspiel- und Possendichter werden von ihrem Patent auf derartige drastische Erscheinungen jederzeit den ausgiebigsten Gebrauch machen.

Man denke an die Gilderbalder — Bildergalder — Galderbilder — Baldergilder — Baldergalder — Bilbergallerie, oder an Schnock — Schnuck — Stuck — Stockschnupfen. Dies sind freilich nur unsinnige Bagatellen, Unsinnembryonen, die aber unter günstigen Verhältnissen und guter geistiger Pflege sich weiter entwickeln und zu höheren komischen Organismen emporarbeiten.

Der sachliche und gedankliche Unsinn ist die höchste Stufe des Unsinns. Die Beschränktheit, die Dummheit, die Unwissenheit, die kindliche Unschuld und jugendlich naive Anschauung und Auffassung produciren allerlei Fabrikate des Unsinns. Selten geschieht dies, wo diese negativen Geistesfähigkeiten denjenigen Klassen angehören, bei denen nichts Besseres zu erwarten steht, denen die Bildung eine terra incognita. Grade in den höheren Klassen erzeugen Eitelkeit, Ueberhebung, Sucht zu glänzen, einen Grad von Selbstüberschätzung, der ein vorzeitiges Hervortreten, ein vorlautes Wesen, eine Neigung, seine Nase in Alles zu stecken und überall das große Wort zu führen, zur Folge hat. Hier guckt die Unwissenheit, die Lückenhaftigkeit, die Beschränktheit aus den fadenscheinigen Aeußerungen glänzend hervor, und der Witz thut das Seinige, sie ins reinste Licht zu stellen, sie en relief zur Anschauung, sie als Caricatur an den Mann zu bringen. So begegnen wir auf der einen Seite dem harmlosen, naiven Unsinn, der nur durch eine augenblickliche Erschütterung der Lachmuskeln in Thätigkeit versetzt, auf der andern Seite dem bitteren, ironisirenden, satyrisirenden, niederschmetternden Unsinn. Hier ist es der

Unsinn, der dem Unsinn sein Spiegelbild zeigt, hier heuchelt der Witz Unwissenheit und Dummheit, um die Dummheit an den Pranger zu stellen, zumal die sich spreizende Dummheit, die noch schöne, auffallende Kleider anlegt, um so als Dummhei im Quadrat zu erscheinen. Hier hält sich der Witz für berufen und verpflichtet, die pathologische Aufgeblasenheit der dummstolzen Gelehrsamkeit aufzudecken und in der Sprache der Dummen einige derbe Pillen zu verschreiben.

Wer lacht nicht über den unsinnigen Stammbuchvers: „Rosen welken, Kühe melken, aber unsere Freundschaft nicht." Oder bei der Aeußerung: „Ich möchte Millionen drum geben, wenn ich — reich sein könnte." Wir lassen von dem Meere unsinnigen und sinnigen Unsinns wenigstens einige Tropfen aufs Papier fallen, ohne Rücksicht auf das geflügelte Wort Exempla sunt odiosa.

Als die Cholera das erste Mal Berlin heimsuchte, erzeugte sie eine unsinnige Furcht und manche unsinnige Handlung. So tragen zwei Eckensteher in dem bekannten Korbe einen Mann ins Krankenhaus, setzen diesen aber unterwegs ab, um sich in einer Destillation den schweren Augenblick durch einen Bittern zu versüßen. Der Insasse des Korbes, der Meinung, daß die an ihm gestellte Choleradiagnose eine unrichtige, macht sich inzwischen auf und davon. Nachdem die beiden Träger den Korb wieder eine Weile getragen, kommt ihnen die Leichtigkeit doch verdächtig vor; sie setzen den Korb hin, und mit bangem Herzklopfen öffnen sie seinen Deckel. „Ne", sagt der Eine zum Andern, „das hätt' ich nich gedacht, daß man sich bei die Krankheit ganz wegbrechen kann."

Wie kann nur der große Schiller seinen Don Carlos mit der abgedroschenen Redensart beginnen: „Die schönen Tage in Aranjuez."

Ein baufälliges Haus stürzt in der Nacht zusammen, und der in der Beletage wohnende Schmul stürzt ins Parterre auf

das Bett des Kaufmanns Abraham. Dieser von der nächtlichen Ueberraschung eigenthümlich berührt, gibt derselben sofort den interessanten Ausdruck: Willkommen Rebb (Herr) Schmul! Wenns nicht einmal so kommt, hat man doch gar nicht die Ehre!

Werden Sie Ihren Sohn auch Kaufmann werden lassen? — Nein, erwidert der Gefragte, der Junge ist zu dumm, der soll studiren!

Göthe wird von einem jungen Weimaraner begrüßt. Kennst du mich, mein Sohn? fragt ihn Göthe. „Wer wird Sie nicht kennen, Herr Göthe! Festgemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt!"

„Ich bin ich, und Leben ist Ausfluß einer Potenz, die in atomistischer Particularität aus der Sonne der Universalität eingeht in die Poren der Individualität nach den Gesetzen der immanenten absoluten Diffusibilität." Warum nicht: Confusibilität?

Der moderne Mann möchte am liebsten die Morgenstunde heirathen, weil sie — Gold im Munde hat.

Ein gewisser Freytag hat ein Buch geschrieben: „Soll und Haben," und hat die Genugthuung gehabt, daß diese beiden Schlagwörter in die Bücher jedes ordentlichen Kaufmanns übergegangen sind.

Ein Musikschwärmer rühmt das Klavierspiel einer Dame und bemerkt: Sie ahmt den Donner auf eine so natürliche Weise nach, daß die Milch in den Töpfen sauer wird.

In einer Nacht des Jahres 48 saß ein Dutzend hochrother Berliner zusammen, um die soziale Frage zu besprechen. Um 2 Uhr mahnte ein älterer Bürger zum Aufbruch. Da sprang ein junger Robespierre, wie von der Tarantel gestochen, auf den Stuhl: Nein, nein, wir müssen die soziale Frage lösen, und wenn wir hier bis 8 Uhr sitzen sollten!

Das Weinen ist der Frau zur zweiten, ja zur dritten und vierten Natur geworden.

Lichtenbergs Raritätensammler besitzt bekanntlich ein Stück von der Leiter, die Jacob im Traum gesehen hat.

Von einem Thee der Berliner Gesellschaft behauptet ein strenger Kritiker, der Thee sei so schwach gewesen, daß ihm das Laufen aus der Kanne schwer wurde.

Wie macht man eine Kanone? — Man nimmt ein Loch und schlägt Messing herum.

Ein junger Mediziner erregt durch die Mittheilung eines pathologischen Factums große Sensation, es habe nämlich der längere Gebrauch von Eselsmilch bei einem hübschen Mädchen das auffallende Wachsen der Ohren zur Folge gehabt.

Als in Berlin die Antigone im Königlicheu Schauspielhause zum ersten Male gegeben wurde, citirte der bekannte Direktor des Königstädter Theaters, Cerf, seinen Regisseur, von dem er erfuhr, daß der Verfasser des Stückes Sophokles heiße! Nun, mein Lieber, sagte Cerf, gehen Sie sogleich zu dem Sophokles hin, er soll mir doch auch so ein Stück schreiben!

Ein hoffnungsvoller Schüler übersetzt den Satz „medio tutissimus ibis“: der Ibis ist am sichersten in der Mitte. Von demselben Satz hat der Banquier Lewy Kenntniß, der es einst bis Tertia gebracht, und jetzt viel in Prima und Secunda macht. „Ich kaufe,“ bemerkt er, „wenn ich auf Zeit kaufe, nicht auf Ultimo, sondern immer auf Medio. Denn schon die Alten haben gesagt: Medio tutissimus ibis.“

Zu Kaiser Carl VI. sagte ein Klaviervirtuose: Eure Majestät sollten Virtuose geworden sein! worauf der Kaiser erwiedert: Wir stehen uns holter so besser!

Ein Verbrecher, der am Montag zur Richtstätte geführt wird, sagt zu seinem Henker: Na, die Woche fängt gut an!

Georg II. sitzt betrübt am Krankenbett seiner sterbenden Gattin. Diese ermuntert ihn, sich nach ihrem Tode wieder

zu verheirathen. Oh non, erwidert er weinend und ſchluchzend, non, non, j'aurai des maîtresses!

Ein Italieniſches Sprüchwort ſagt:

Die eine Hälft' im Jahr übt man Betrügerei,
Die andere Hälft' übt man ſie wieder auf das Neu.

Drei Worte nenn' ich euch inhaltſchwer: Geld, Geld, Geld!

Ich ſei gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der — Vierte.

Ein echter Conſervativer kann ſich über den Neumond nicht freuen, aus purer Verehrung für das Alte, und ein echter Oeſterreicher iſt mit ſchwarzgelber Milch genährt.

Ein echter Trinker aber verſteigt ſich zu der geiſtreich unſinnigen Exclamation:

Es iſt ein Fehler im Schöpfungsplan,
Daß man das Freſſen nicht — ſaufen kann!

Mancher beſcheidene Ehemann bezeichnet die liebenswürdige Gattin als Ehehälfte, während er ſich in ſeinem Gefühl doch kaum auf 33⅓ berechnet.

Ich habe drei Orden bekommen, erzählt ein Schriftſteller ſeinem Freunde: einen von Rußland wegen einer Schrift über Sibirien, einen von Oeſterreich, weil ich eingehend über die orientaliſche Frage geſchrieben, und einen von Sachſen-Koburg — ohne Entſchuldigung.

Das Ueberſetzen aus fremden Sprachen und in fremde Sprachen fördert aus den Schachten des Unſinns, der Unwiſſenheit und Beſchränktheit manche mineralogiſche Abſonderlichkeit zu Tage, wie ſie uns von Scholem nomine Brühl und von Carlchen Mießnick vielfach mitgetheilt worden.

Tanta Caesaris erat clementia nata: Die Tante Cäſars war eine geborene Clemens.

Omnibus completus Caesar diligentia summa in Galliam perfectus est: Da der Omnibus voll war, reiſte Cäſar oben auf der Diligence nach Gallien.

Amare coepit überſetzt ein talentvoller Gymnaſiaſt: er nahm einen Bittern; est modus in rebus: Rebus ſind in der Mode; pallida mors aequo pulsat pede: Der blaſſe Tod ſchlägt mit dem Pferdefuß.

Das Reich des Unſinns iſt unendlich. Wie viel auf dieſem Gebiete auch ſchon geleiſtet, ein plötzliches Verſiegen dieſer lieblichen Quelle der Lachmuskelerregungen und Zwerchfellerſchütterungen iſt nicht zu befürchten. Der höhere Blödſinn und Kalau werden ihre Zeugungsfähigkeit niemals verlieren. Die weiter und weiter fortſchreitende Entwickelung des menſchlichen Geiſtes muß eine Menge denkfaule, kopfſcheue Marodeure ſchaffen, die dem witzigen Unſinn ſein ewiges Leben garantiren. Zerſtreutheit, Ungereimtheit, Confuſion, Wortſchwall, Begriffsſchwäche, Irrung und Verwirrung und andere Potenzen oder Impotenzen werden zu allen Zeiten eine Koalition ſchließen, die mit der Offenſive gegen Verſtand, Takt und Sitte den Witz und ſeine verſchiedenen Waffen herausfordert, das Oberflächliche, Schwächliche und Gebrechliche lächerlich zu machen. So kann in einem kurzen Satze Unſinn, Parodie, Wortſpiel und Antitheſe vertreten ſein, und was wir hier als Unſinn regiſtrirt, könnte eben ſo unter Wortſpiel, Parodie oder Antitheſe ſeine Stelle finden.

Der Humor.

Was heißt „Humor", was ist Humor?

Jeder weiß es, aber Keiner weiß, was er weiß, zu definiren. Mit dem Worte und seiner etymologischen, „angestammten" Bedeutung ist wenig gesagt. Was hat die „Feuchtigkeit" mit der humoristischen Thätigkeit zu thun? Bei aller Ausbeutung des physikalischen und metaphorischen Begriffs kommt man dem Wesen des Humors nicht um einen Schritt näher. Es ist eine so wunderbare Kraft, daß sie fast jeder Definition spottet. Nur wenig Sterblichen ist diese Kraft gegeben. Sterne sagt: „It is not in the power of every one to taste humor, however he may wish it — it is the gift of God." Jean Paul nennt den Humor das aufs Endliche angewandte Unendliche und definirt ihn als die „romantische Komik" oder das „umgekehrte Erhabene." Lessing hat Humor mit „Laune" übersetzt, erklärte aber später sein Unrecht, denn, sagte er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja, in gewissem Verstande, ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden, aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune." Ben Jonson scheint an die Feuchtigkeitstheorien von Hippokrates und Galen anknüpfen zu wollen. Er sagt in seinem Lustspiel: „Every man out of his humour": „Humor, im physischen Verstande genommen, besteht aus Luft und Wasser und hat die Eigenschaften der Nässe und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den

Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben so fließt auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder eine Trompete zwingt, augenblicklich hinweg und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüssig ist und folglich keine Consistenz hat, ist Humor. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humor beilegen, wenn z. B. eine besondere Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt." Theodor Vischer sagt in Bezug auf den Ursprung des Wortes: „Das Wort erinnert jetzt bildlich an die geistige Flüssigkeit des Komischen, worin alles Feste sich auflöst; den Gegensatz bildet das Feste, das Trockene." Stahr hält das Wort für sehr glücklich gewählt: „Humor bezeichnet in der That die der starren, trockenen, entgegengesetzte flüssige und bewegliche Natur des Komischen, in dessen Bereiche alles Feste, Starre und Trockene gleichsam erweicht, aufgelöst und in Fluß gebracht wird. Ein trockener Mensch, eine trockene Darstellung, sind langweilig und geistlos, das direkte Gegentheil von allem Komischen, Witzigen, Kurzweiligen und Scherzhaften. Trockner Witz und trockener Humor beziehen sich nicht auf diesen selbst, sondern auf den sie Vorbringenden; er thut die witzige und humoristische Aeußerung mit ernsthaftem und trockenem Gesicht."

„Der Humor ist nicht bloß eine besondere Weise des Komischen, er ist vielmehr eine dritte Gattung, neben denen des Erhabenen und Komischen, nämlich die Vereinigung beider." (Lazarus).

„Der Humor steht an der Grenze zwischen Kunst und Philosophie." (Spielhagen.)

„Der Humor ist das Komische der Vernunft, wie der Witz das Komische des Verstandes.“ (Stahr.)

„Der Humor ist die eigentliche Poesie des Komus.“ (Jean Paul.)

„Der Humor ist nicht eine bloße Kunstform, sondern eine eigene Weltanschauung,“ sagt Lazarus. Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein: darin liegt das ganze Geheimniß, das ganze Wesen des Humors: Er ist die Quelle jener heiteren Welt- und Lebensanschauung, jener Auffassung der Dinge in ihrem inneren Zusammenhange, wie sie dem Philosophen eigen. Er ist aber auch der Schöpfer schöner Bilder der Phantasie, die das Leben verschönen und verklären, Bilder, wie sie nur aus der Seele des Dichters hervorgehen. Der echte Humorist muß Philosoph und Dichter sein.

„Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens. Er ist der Hofnarr des Königs der Thiere.“ So sagt Börne. Wir aber sagen: Der Humor ist die Tiefe des Geistes und die Tiefe des Herzens, der Humor ist die Tiefe des ganzen Menschen. Der Humor ist die Blüthe des Geistes, die Spitze geistiger Thätigkeit. Er ist die schönste, heiligste Religion der Seele. „Gegen die Sonne des Humors können allzeit nur die Adler des Geistes fliegen.“ (Lazarus.)

Ebenso bemerkt Thomas Carlyle: „Der Humor ist mit Recht als die feinste Vollendung des dichterischen Geistes betrachtet worden. Wer ihn nicht besitzt, wie reich begabt er auch sein möge, besitzt nur die eine Halbscheid gestaltender Kraft.“

Der Humor ist der Dichter, der bei der Vertheilung der Güter zu spät gekommen und, weil er nichts bekommen, Alles bekommen hat. Er darf Alles anfassen, besichtigen, handhaben, drehen und wenden nach allen Seiten, behandeln, bearbeiten nach Noten. Zeus hat ihm die Welt übergeben, ad libitum zu schalten, zu walten und zu gestalten, zu jubeln und zu

seufzen, zu lachen und zu weinen, zu höhnen und zu versöhnen. Die Seele, frei und ungebunden, nicht herabgezogen von dem Gewicht des Alltagslebens, seiner Anforderungen und Bedürfnisse, nicht getrübt durch den Nebel der Sorgen und Mühen, der Bestrebungen, Täuschungen und Niederlagen, — die Seele hält Umschau, sie sieht die Welt und die Dinge durch ihre ästhetische Brille, ohne begehrlichen Sinn, ohne begehrliche Lust, denn die Welt gehört dem Humor, in dem er sie anschaut, er eignet sie sich an durch ein unwiderrufliches Expropriationsrecht.

Die Seele der Frau ist selten so frei, ihr Geist selten so tief, um vom Humor begnadet zu sein. Sie kann und darf sich nicht losmachen von den conventionellen Fesseln, von den Schranken der Form und Sitte; sie ist gebunden und kann sich nicht zu jener Ungebundenheit erheben, die den Humor kennzeichnet. „Nur der männliche Geist kann zugleich in die Tiefe des Weltübels sehen und auch dieses Bewußtsein in der Form des Scherzes überwinden.“ (Vischer.)

Es gibt eine humoristische Stimmung, wie es eine poetische, lyrische gibt. Auch der Humor hat seine Muse und seinen Pegasus, dem er mehr als die Poesie den Zügel schießen läßt. Die Memnonssäule des Humors klingt beständig, ist es nicht in der Sonne der Freude, ist es in der Sonne des Lebens, bei den Thauthränen des Morgenroths.

Das Kleine wie das Große, das Erhabene wie das Niedrige fällt in den humoristischen Focus. Der Humor hat seine Freude, wie am Großen, so auch am Kleinen. Er spielt mit dem Kleinen wie ein lieblicher Knabe. Eine Blume, ein Schmetterling, ein Wort, ein kleiner Gedanke, — er spielt mit Allem, er erheitert und ergötzt sich und Andere. Er spielt mit Lerchen und Adlern, er spielt mit Veilchen und mit Eichen, er spielt mit Kreuzen und mit Kronen, mit Rosen und mit Dornen, mit den Schmerzen der Welt und mit seinen eignen.

Nichts ist so niedrig, daß er nicht zu ihm hinunterstiege, nichts ist so hoch, daß er es nicht im Fluge erreichte. Er ist interessant, wenn er kleine, geringfügige Gegenstände mit gewichtiger Miene anschaut, und nicht minder interessant, wenn er an bedeutenden Dingen nur das Kleine bemerkt und in die komische Sehaxe bringt. Er hat ein Auge für Alles, er hat ein Herz für Alles und für — Alle. „Jedes unschuldige menschliche Herz, das einmal gerührt, erfreut, erhoben und entzückt wurde, jedes Auge, das einmal geweint hat, Freuden- oder Schmerzensthränen, jede Brust, die einmal Liebe geathmet, welchem Stande sie auch angehören, auf welcher Stufe geistigen Lebens sie auch stehen mögen, er zieht sie an seine Brust und läßt sie gleichsam den Herzschlag fühlen, der ihre Thränen und Freuden und Rührungen und Alles liebend begleitet. Weil der Humor den ganzen Menschen und alles Menschliche umfassen will, hegt und liebt er das Einfache, Natürliche, Kleine, das in den Wogen entwickelter Bildung zu Grunde geht; er liebt die Kinder an Jahren und Geist, er fühlt mit dem Armen an Gütern und an Bildung, er schätzt das Niedere, Gewöhnliche, so lange es rein, natürlich und nicht unedel ist." (Lazarus.)

Dem Humor ist nichts gleichgültig. „Der Humor ist empfänglich für alles Erhabene und Komische: von dem Erhabenen ergriffen bis zur tiefsten Rührung, von dem Komischen fortgerissen bis zur größten Lustigkeit." (Kuno Fischer.)

Im Lichte seiner Anschauung erscheint dem Humor das Große noch größer, das Erhabene erhabener. Wie durch eine umgekehrte Karikatur vergrößert sich das Große und erhöht sich das Hohe zu einer Verkörperung des Ideals, das der Humor in sich trägt. Wie den Humor das wirklich Erhabne erhebt, so erhebt er das Erhabene. Diesen Vergrößerungsprozeß fördert der Humor aber noch dadurch, daß er dem Großen das Kleine an die Seite stellt. Je mehr das Kleine in dieser Zusammenstellung herab sinkt, desto höher erhebt sich

das Hohe, desto gewaltiger ist seine Wirkung. Aber auch das Kleine trägt oft die Elemente des Großen in sich. Dem Humor springen sie entgegen, oder er sucht sie auf und beleuchtet sie humoristisch. Im Kleinen, Schlichten, Einfachen findet er das Erhabne verklärt, das um so erhabener, je kleiner und winziger das Kleine ist, dem es inne wohnt. Der für seinen Lebenszweck vollkommene Organismus eines Käfers ist bewnnbernswerther als der eines Elephanten. „Jupiters Augenbrauen" sagt Jean Paul, „bewegen sich weit erhabner als seine Arme oder er selbst." Kant und Schiller finden das Erhabne in einem Unendlichen, das Sinn und Phantasie zu geben und zu fassen verzagen. Wir staunen es an, und fühlen ihm gegenüber unser Kleinsein; wir müssen uns zu ihm erheben, ja es selbst erhebt uns. Daher die Rührung, die, nach Schiller, das Erhabne immer hervorruft, daher der Schmerz, den Kant jedem Erhabnen zugesellt. Aber es giebt ein quantitativ und qualitativ Erhabnes, und das Große ist größer, je mehr es sich im Kleinen darstellt. Der Himmel, der Regenbogen, der Sturm und Donner, das Brausen des Meeres, des Waldes Rauschen, sie sind erhaben für Alle, aber der Wassertropfen ist es nicht minder, vielleicht mehr, mit seinen Millionen von lebenden Infusorien, die der Humor unter sein Mikroskop legt, um sich an dem Erhabenen zu erheben. Und wie in der sinnlichen Welt, so auch in der geistigen und moralischen, in dem Reiche der Empfindungen: „Was giebt es Schöneres, Erhabneres als die einsame Thräne an der Wimper einer liebenden Jungfrau, in der sich die ganze Seele spiegelt, wie die Morgensonne im Thautropfen einer Rosenknospe. Sie hat sich nur schüchtern hervorgewagt aus der Tiefe des Herzens, um das Geheimniß der Liebe in ihr Gefäß zu fassen, um in Thränentransparent die Empfindung zu illustriren: Ich bin so glücklich wie kein Zweiter auf dieser weiten, weiten Erde!"

Jean Paul sagt: „Der Humor erniedrigt das Große,

um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich und Alles nichts ist."

Wie es den Humor drängt, das Erhabene zu erheben und in dem Kleinen das Große zu entdecken, so fühlt er von der andern Seite sich berufen, an dem Erhabenen die Kehrseite aufzusuchen und das Kleine zu verkleinern und moralisch zu vernichten. Nicht Alles ist erhaben, was erhaben scheint, was die Welt dafür hält, und manches Kleine und Schwache, Niedrige und Gemeine ist verborgen, das der Humor ans Licht zu ziehen und mit der Fackel des Spottes zu beleuchten für seine Aufgabe hält. Seine Aufgabe wächst, und sein inneres Drängen wird lebendiger, wo die Schwäche stark und das Niedere hoch sein will, wo der unberechtigte Stolz sich bläht und die Gemeinheit sich spreizt oder nackt und bloß einhergeht. Er duldet nicht, daß das Kleine, Beschränkte sich breit macht und nimmt keinen Anstand, das vermeintliche, eingebildete Große — klein zu machen. Er stürzt, wie ein Titan, den Thoren oder Schwächling aus dem Himmel seiner Größe. „Ein Jeder hat eine Ader vom Narren. In menniglich stecken semina stultitiae." (Fischart.) — „Jeder Mensch hat seinen Schildbürger in sich. Es ist Menschenart, seine Unvollkommenheiten und Gebrechen für Vollkommenheiten, seine Schwächen für Tugenden, seine eitlen und selbstsüchtigen Motive für Meisterstücke von Uneigennützigkeit zu halten." (Kuno Fischer.) Da ist dem Humor ein großes Feld erschlossen, da hält er eine reiche Ernte. Dummheit und Beschränktheit, Pfaffenthum und Philisterthum, Heuchelei und Schmeichelei, Kleinstädterei und Windmacherei, Grillen und Schrullen und Marotten und üble Angewöhnungen, sie können sich dem scharfen Auge des Humors nicht entziehen. Alles Kleine und Schlechte, Aermliche und Erbärmliche liegt enthüllt, wie ein aufgeschlagenes Buch, vor ihm. „Die Neugierde im Wissens-

trieb, Geschwätzigkeit im Zwecke der geistigen Mittheilung, Eitelkeit im Selbstgefühl, Pedanterie im Ordnungstrieb, die Liebhabereien des Sammlers, des Alterthümlers und in anderen Richtungen, alle diese Ausartungen sind die Grube, worin der zu Grunde liegende wahre Gehalt versinkend seine ursprüngliche Kraft, die vergleichsweise eine Erhabenheit ist, einbüßt." (Vischer.)

All die Thorheiten treten dem Humor auf dem Welttheater entgegen. Er beleuchtet sie durch seine komische Leuchtgasausströmung. Er beleuchtet und belacht sie. Das Lachen ist sein Element. Er lacht über Alles und am meisten über sich selbst. „Der Humor ist sein eigner Hofnarr" sagt Jean Paul. Indem er sich über sich lustig macht, gießt er eine ätzende Lauge über die Thorheiten der Welt, über die Welt der Thorheit. Weil er die Welt nicht gehen lassen will, wie sie geht, darf er sich selber gehen lassen. Man würde Falstaff manche ungeschminkte, crasse, hypersinnliche, unsittliche Aeußerung übelnehmen, wenn ihm der Humor nicht ästhetische und moralische Indemnität sicherte. Er spricht frei und wird freigesprochen, denn er hat die Lacher auf seiner Seite.

Eine gewisse Einseitigkeit liegt in der Ansicht Stahr's: „Die letzte und höchste Stufe, auf der nicht ein einzelnes, bestimmtes Erhabnes klein gemacht wird, sondern alles Erhabne überhaupt, die ganze Welt und der ganze Zusammenhang derselben, heißt und ist Humor." Dem widersprechend sagt er an einer andern Stelle: „Der Humor setzt das Erhabne nicht herab, er beweist nur, daß das Kleine und Geringe denselben Boden hat, worin auch das Größte und Erhabenste wurzelt. Er sagt von einem Dinge, von einer Person, nicht blos: So groß und doch so klein, sondern auch: So klein und doch so groß, so leicht zu belachen und doch so ernst und erhaben!"

„Es gibt für den Humor," sagt Jean Paul, „keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine

tolle Welt.“ Weber bekämpft dieſe Anſicht durch die Bemerkung: „Totalität iſt grade ein falſches Merkmal, da ſich der Humor grade im Individuellen vorzugsweiſe zu gefallen ſcheint.“ Freilich ſteht Swift's „Vive la bagatelle“ mit der Totalität Jean Paul's in Widerſpruch. Andererſeits aber ſpiegelt ſich im Beſondern das Allgemeine, in der Spezies das Genus. Die Individuen ſind Typen, der Mikrokosmos wird zum Kosmos. Was der Humor vom Ganzen, von einer großen Geſammtheit ſagen will, das knüpft er an eine Einheit, an ein Concretes, an. Die Zeichnung wird dadurch lebendiger, der Ton concentrirter, die Farben treten mehr hervor, das Malen ins Einzelne, ins Genrehafte wird erleichtert, und die Wirkung wird eine weitere, je mehr ſich das Bild räumlich beſchränkt. „Individuation der Städte und Perſonen (ſtatt Irrenhaus — Charité, Bedlam ꝛc.) fordert die humoriſtiſche Sinnlichkeit.“ (Jean Paul.)

Freiheit iſt der Sauerſtoff, iſt die Seele des Humors. In Feſſeln, in der Kerkerluft kann er nicht exiſtiren, er müßte verkümmern und verwittern. Kann ſich der Geiſt nicht befreien von den Bleigewichten des Lebens, von dem Alp der Sorge, von der Schnürbruſt der Befangenheit, des Rückſichtnehmens, des Rechnungtragens, ſo würden ſich ſeine Schwingen nicht zum blauen, heiteren Himmel des Humors erheben. Jede Beſchränkung, politiſcher oder ſozialer Natur, jede Einengung und Bedrängung, in Staat und Haus, lähmt den Flügelſchlag des Geiſtes und legt ſich als Hemmſchuh an die Räder des Humors. In ſeiner Ungebundenheit ſtürzt er ſich in den Schooß des Weltalls, in das Meer des Lebens. Er löſt die Dinge aus ihrer Gebundenheit, ſchaut ſie an in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, zerlegt ſie in ihre Elemente, verkehrt ſie, zerwürfelt ſie und ſchafft, ein zweiter Jupiter, in jovialer Luſt, ſie um zu neuen Geſtaltungen; er färbt ſie, gibt ihnen Licht und Glanz, Schmelz und Appretur und drückt ihnen

den humoristischen Stempel auf. Er erfreut sich und erbaut sich an der Ordnung der Dinge und stellt ad libitum eine neue Ordnung der Dinge her, nach den ernsten und drolligen Gesetzen seiner erhabenen, souveränen Willkühr. Was nicht verboten ist, ist erlaubt, und was nicht erlaubt ist, darf er sich erlauben. Er scheut keine Kritik, er kennt keine Zensur; seine Gedanken sind zollfrei und seinen Worten steht ein unwiderrufliches Imprimatur zur Seite.

„Der Humor ist, wie die Alten den Diogenes nannten, ein rasender Sokrates." (Jean Paul). Er ist der tiefernste Mann und das spielende Kind. Er hat in seinen Gedankensälen die ganze reale Welt ausgestellt, ihr gegenüber stehen die Ideale, um zu vergleichen, zu verbinden, zu verschmelzen, auszuscheiden. Klares, umfassendes Denken, reines, tiefes und warmes Fühlen sind die nothwendigen Elemente und Fundamente seines Daseins: ein weiter Blick und ein weites Herz, Gedanken und Empfindungen, Reales und Ideales, Ernst und Scherz, Zorn und Liebe, in der buntesten Mischung, in den farbigsten Seifenblasen, in der mannichfachsten Beleuchtung, — das sind die Bausteine der humoristischen Welt.

Der Humor hat ein Naturalisationspatent für alle Gebiete des Wissens, für alle Reiche des Lebens, für alle Schichten der Gesellschaft, für alle Arten menschlicher Thätigkeit. Es gibt für ihn keine Grenze, keinen Schlagbaum. Er hat ein Passe partout. Selbst Petrus wagt es nicht, ihn zurückzuweisen. Ueberall hin dringen seine Gedanken. Nach allen Ecken und Enden trägt ihn der humoristische Pegasus. Alle Wesen macht er sich dienstbar. Er schöpft aus allen Quellen. Er erfaßt die Dinge der Natur und bringt in die Natur der Dinge. In alle Schachte steigt er hinunter, auf alle Berge steigt er hinauf. Er schwingt sich auf die höchsten Thurmspitzen und springt mit akrobatischem Selbstgefühl durch ein

Salto mortale ungezügelter Laune in tiefe Thäler hinunter. Auf allen Beeten botanisirt er, überall sammelt er auf seinen Excursionen Gedankenblätter und Redeblüthen, Blumen der Freude und des Scherzes. Der Humor ist universell. Er fliegt als Schmetterling auf Lilie und Rose (die lebendigen nicht ausgeschlossen), er dringt als Biene in die Kelche der Kinder des Frühlings, um Honig zu sammeln und auch seinem Stachel Nahrung zuzuführen. Er versetzt sich in die Urwälder der Zeit und läßt Urochsen und Ureisel in Parade aufmarschiren, er plündert Schlösser und Tempel, er beutet Schule und Börse weidlich aus, Werkstatt, Bureau, Atelier, Comtoir, Tribüne und Katheder müssen ihm eine Steuer zahlen, er ist der Herr der Welt, er ist der Fürst von Thoren. Er hat seine Lust an Allem, denn die Freude wohnt in seiner Seele, und Freude ist die Seele des Weltalls. Er athmet Freude, er denkt und dichtet Freude. Ride, si sapis. „Jedes Lächeln setzt dem Leben eine Stunde, jedes Lachen einen Tag zu", sagt Sterne.

Freude treibt die großen wie die kleinen Räder, und — Bettler werden Fürstenbrüder. Der Humor ist kein Kopfhänger und Grillenfänger, keine schwarzgallige und schwarzsehende Natur. Schlägt sich ihm auch manchmal das Attische Salz in gesalzene Thränen nieder, die Freude ist doch das vorherrschende Element, der Kern seines Wesens. Aus der Thatsache, daß des Menschen Auge weint, wenn er herzlich lacht, den Schluß zu ziehen, daß er nicht zur Freude gemacht sei, dieser Beweisführung schließt sich der Humor nicht an. Poetisch schön sagt der Dichter: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" Aber wir müßten erröthen, wenn der Satz wahr wäre. Der alte Demokrit, der Vertreter und Vater der Lachphilosophie, hat gesagt: Ein Leben ohne Freude ist eine weite Reise ohne Gasthaus. Χαιρετε war der Gruß der Griechen, und „sich

freuen" hieß ihnen „weise sein." So denken die Demokritiker aller Zeiten. Fürwahr das Jahr hat mehr als einen Sonntag „Laetare." Die Welt der Sinne und die Welt des Geistes, beide schließen unendliche Keime des Genusses in sich. Aber nicht Jeder sieht sie, nicht Jeder versteht es, sie zu entwickeln. Erziehet das Volk zur Freude! möchte man allen Pädagogen zurufen, lehrt die Jugend lachen und ihr werdet sie vernünftiger und glücklicher machen.

Das Grämliche, Pedantische, Hysterische liegt dem Humor fern. Heiter wie Sokrates, offen Aug' und Ohr, Herz und Sinn: so schaut er in die Welt. Das ist seine Philosophie, seine Ethik, seine Religion, sein Kultus. Gegen den ernsten und strengen Cato und im Gegensatz zu seinem Schüler Plato, der den Gott des Lachens aus der Akademie verbannte, hat er „Freut euch des Lebens" zum Dogma erhoben, und „wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang." Das ist sein lutherisches Bekenntniß. Ist auch nicht jeder Tag ein Feiertag, so hat doch jeder Tag einen Feierabend und eine Feierstunde, wo er froh sein kann der Arbeit, die er verlassen, und sich sammeln kann zur Arbeit, die ihn ruft. „Und wenn das Herz hundert Thore hätte, wie Theben, so lasset die Freude herein zu allen Thoren, damit sie aus dem Garten der Jugend recht viel von den Gütern mitnehmen in das Ackerfeld männlicher Thätigkeit, und damit mit dem sich dunkelnden Kinderhaar nicht auch der heitere Sinn sich schwärze und trübe." (Weber).

Neben dem Gesetz der Ordnung und des geregelten Ganges in Welt und Natur steht dem Humor das Gesetz der Freude. Er sieht durch das Prisma seiner Anschauung so viel Erfrischendes, Erhebendes, Erwärmendes, Berauschendes. Er trinkt Wein, aber er braucht ihn nicht zum Stimmhammer für die Saiten seines Gemüths, wie Rousseau der Schönen, die ihm Wein darreichte, bemerkte: Vous n'avez pas

bésoin du vin pour m'énivrer! Nicht Alles erſcheint dem Humor hell und roſenfarben. Aber er ſieht durch Nebel und Wolken die Sonne und durch den Thränenregen des Schmerzes und Mißbehagens den Regenbogen der Verſöhnung und des Friedens. Nicht die Dinge thun's, ſondern die ſubjective Auffaſſung der Dinge, die Weltanſchauung. Er ſieht keine andern Dinge in der Welt, aber er ſieht die Dinge anders. Er überträgt ſeine Empfindungen auf die fühlloſe Welt der Dinge, bevölkert ſie mit ſeinen Gottheiten. In der Welt ſpiegelt ſich ſein Ich, ſie iſt der Reflex ſeiner Seele. Wir haben kein Monopol auf Freude und Glück. Der Zahn der Zeit zernagt und zerbeißt manches ſchöne Hoffnungsgewebe, aber wir ſtellen dem Schneidezahn den Weisheitszahn entgegen und — der Sieg iſt unſer. Wir wiſſen, die Parzen ſchonen uns nicht (Parzen a non parcendo); im Comtoir Jupiters ſteht nicht nur ein Faß mit Freuden, ſondern eines mit Leid und Pein gefüllt, aber wir haben den humoriſtiſchen Glauben, das letztere ſei nur ein Fäßchen, kein Heidelberger Faß. Auf die magern Jahre kommen die fetten; das Herzensfeld, auf dem Freud' und Frohſinn und Befriedigung wachſen, muß auch einmal brach liegen, um neue Triebkraft zu gewinnen für die freudige Ausſaat. Der Humor hat die Ueberzeugung: es fehlt in der Natur und im Leben nicht an Balſam und Chloroform. „Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unſtern über ſeinem Haupte; manche Roſe, die das Weib Morgens vor ihr Herz ſteckt, ſteckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das iſt der Triumph der Menſchlichkeit im Menſchen, daß grade das Unglück wie ein Gartenmeſſer alle Herzensrinden abſchält und ihre reinen Herzen zuſammenklingen in einen Seufzer und zuſammenfließen in eine Thräne und zuſammenſchmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesſtadt des Mitleids in der menſchlichen Bruſt aus ihrer Aſche immer

wieder neu erſteht, und daß durch das Mitleid und die Wohlthätigkeit der Menſchen alle Wunden, welche das Schickſal ſchlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majeſtätiſchen Stirn der Menſchheit prangen." (Saphir.)

Der Humor iſt warm und voll Menſchenliebe. „Der Humor iſt der Heiland, welcher zur Sünderin ſpricht: Deine Sünde iſt dir vergeben." (Spielhagen.) Er kann die Welt verachten, aber die Menſchheit iſt ſeine Bibel. Er drückt die Menſchen an ſein Herz, und „ſeid umſchlungen, Millionen!" iſt ſeine Parole. Er trägt das Menſchenideal in ſeinem Buſen und empfindet tiefen Schmerz bei dem Gedanken, wie weit die wirkliche Welt, ihre Einrichtungen und Zuſtände von dem Ideale entfernt ſind. Er trauert über Schwächen und Gebrechen, über Thorheit und Laſter, die ſeinem ſcharfen Auge nicht entgehen, und ſein Moſesſtab, mit dem er aus den härteſten Felſen Quellen der Luſt und des Scherzes herausſchlägt, ſchlägt in einen Stock um, um zu ſtrafen und zu züchtigen und über Irrthum und Verirrung, über Naturwidriges und Unnatur, den Stab zu brechen. Aber er grämt ſich nicht, ſein Ideal nicht verwirklicht zu ſehen, und umbrauſt von den Wogen der Täuſchung, ſteht ſein Ideal ſicher und felſenfeſt. Er trauert, aber er verzagt nicht. Er läßt ſich Laune und Appetit nicht verderben durch die Berge von Wehen und die vielen lächerlichen Mäuſe, die von den Bergen geboren werden und für die er immer ſeinen humoriſtiſchen Speck hat. Sein Schmerz iſt kein ſchmollender, ohnmächtiger, hyſteriſcher Weltſchmerz. Der Humor zweifelt, aber verzweifelt nicht. Er glaubt an die beſſere Natur des Menſchen. Er glaubt an den Sieg der Idee, des Rechts, der Wahrheit, des Guten und Schönen. Darum nimmt er ſich die Schlechtigkeit und Sündenhaftigkeit des Menſchengeſchlechts nicht übermäßig zu Herzen. Er iſt kein Pedant, kein Frömmler, klein Duckmäuſer, der ein Sodom ſieht und ein Gomorrha heraufbeſchwört. Er weint über die Welt, aber

er lacht noch mehr, ja er macht, ein umgekehrten Rubens, aus manchem Jean qui pleure einen Jean qui rit. Er höhnt und geißelt, aber er ſtraft nicht, um zu ſtrafen, ſondern um zu beſſern, er verletzt und verwundet, um zu heilen. Er gibt, um günſtige Kriſen herbeizuführen, manche bittere Pille. Er legt, wie ein guter Chirurg, die Wunde bloß, ſondirt und verfolgt die dunkeln, geheimen Gänge, aber er wühlt nicht im Fleiſche, er weidet ſich nicht am Schmerz und an der Zerſtörung. Hat der eine Januskopf des Humors das Ernſte und Feierliche auf ſeine Geſichtslinien, die Trauer und den Zorn auf die Tafel der Stirn geſchrieben, ſo ſpielt dem andern ein mildes Lächeln um die Lippen und aus dem Auge blitzt die Thräne der Hoffnung und Verſöhnung. Der Humor iſt nichts ohne Menſchenliebe. Das iſt das Alpha und Omega ſeiner Exiſtenz. Aus dieſem Grund und Boden wächſt ſeine Individualität empor; im Sonnenſchein der Luſt, der ernſtheitern Weltanſchauung, entwickelt ſie ſich zur Blüthe, deren Duft ſo angenehm berührt, Tauſenden von Menſchen in die Naſe geht. Er iſt ernſt und bitter, aber zugleich wohlwollend und wohlthuend. Er iſt eine Biene mit ſpitzem Stachel, der es auch an Honig nicht fehlt. Das iſt ſeine Doppelnatur. Er lacht, wenn eine finſtere Auffaſſung weint, aber er weint auch, wenn die Frivolität lacht, er lächelt, wenn der Ernſt ſein Geſicht in Falten zieht, er lacht unter Thränen. Er lacht mit einem Auge, während das andere weint. Dieſer Gedanke, ins Mythiſche überſetzt, lautet: „Die Freude und der Schmerz trafen in dunkler Nacht in einem Walde zuſammen und liebten einander, da ſie ſich nicht kannten, und ſie zeugten einen Sohn, den Humor.“ (Lazarus.)

Das iſt ſein richtiges genealogiſches Verhältniß. Er iſt ein Kind der Freude und des Schmerzes, die Grazie iſt ſeine Amme, die Humanität das Blut, das durch ſeine Adern rollt. Er verläugnet ſeine Eltern nicht einen Augenblick, ob auch

der Sohn mehr an der Mutter hängt, als am Vater. Er lacht und weint und lacht unter Thränen. Wenn der Pessimist, der Grillenfänger und Schwarzseher sich ärgert, daß der Rosenstrauch durch Dornen verunstaltet, so freut sich der Humor, daß der Dornenstrauch auch Rosen trägt. „Wer das Leben mit humoristischem Auge anschaut, der setzt sich keine Raupen in den Kopf, sondern fliegt als Schmetterling über das Beet der Freude, küßt diese und jene Blume, nascht hier und dort und sammelt Süßigkeiten zu einem kleinen Reservefonds, den er immer im Trocknen hat, wenn es den Göttern des Himmels und der Erde gefällt, eine Sündfluth über die Welt hereinbrechen zu lassen." So ist der Humor. Er ist mild und süß und freundlich, er kann aber auch bitter, sehr bitter sein. Die Mitgift beider Eltern bildet sein Vermögen, wenn auch das Muttertheil meist überwiegend. Immerhin ist eine Doppelkraft in ihm thätig, zwei gegensätzliche Empfindungen, die um die Priorität, um Vorrecht und Vortritt mit einander ringen. Diese Doppelnatur ist seine eigenste Natur, seine Individualität. Er ist Heraklit und Demokrit, Komus und Momus in einer Person, der zürnende Zeus und der spielende Amor. Er ist Engel und kann auch Teufel sein. Hier gewinnt dieser, dort jener das Uebergewicht. Darnach bilden sich zwei große Gruppen von Humoristen. Jean Paul sagt: „Den Teufel kann ich mir leicht als den größten Humoristen denken." In der That steckt in Mephisto eine tüchtige Portion Humor, und der „dumme Teufel" hat oft mehr Weisheit, als sich die Philosophie der Alltagswelt träumen läßt. Der Schalk, der Narr, der Clown, der Satyr, sie sind alle Humoristen, aber jeder hat einen andern Humor. Der Eine scherzt und belustigt, der Andere schlägt und verwundet, der Dritte denkt und gibt zu denken. Dieser sammelt die menschlichen Thor- und Tollheiten in seinen Narrenspiegel, um sie dem Lachen und Verlachen Preis zu geben, jener spielt

nur, um zu spielen, mit Fürsten und Bauern, mit Sitten und Formen, mit Wahrheit und Dichtung, mit Erscheinungen und — Unmöglichkeiten. Der liebt es, der Welt die Blumen zu zeigen, mit ihrem Glanz und Duft, jener die Schlange, die tückisch dahinter lauert. Stahr findet den Humor verschieden, „je nach der Beschaffenheit des Gemüths, der Sittlichkeit, des innern Gehalts und der Bildung desjenigen, der ihn erzeugt. Der Humor der absoluten Liederlichkeit in einem Falstaff, der Humor der Verwilderung bei einem Grabbe, der Humor der krankhaften Hypochondrie in Hippel, die sittliche Frivolität und Lüsternheit in Heine, sind sehr verschieden von dem liebenswürdigen, empfindungsvollen, aber zu Zeiten auch eben so herben und sittlich und politisch strengen Humor eines Jean Paul."

„Der echte, gediegene Humor," sagt Weber, „der mit tiefem Blick und reinem Sinn von der Höhe der Menschheit auf Wirklichkeit und Verkehrtheit schaut, gleicht dem Wallfisch des Asmus, der bald durch die Tiefe des Meeres fährt, daß den Wassergeschöpfen kaltes Fieber ankommt, bald herauffährt in die Höhe und mit Dreimastern spielt." Das Spielen ist nicht immer ein unschuldiges, ergötzliches, kindliches. Auch dem Dreimaster lauscht er die Schwächen ab, auch das dahinstolzirende, gewaltige Schiff weiß er zu Falle zu bringen und abzutakeln, wenn es als unüberwindlicher Beherrscher des Meeres dahinstolzirt. Grade das entspricht seiner innersten Neigung. Wie er das Erhabene glorifizirt, so glossifizirt und persifflirt er das Kleine, und am meisten das Kleine am Großen, das Niedrige, das das Erhabene wie eine Schmarotzerpflanze umrankt. Er liebt es, an der Sonne die Flecke zu illustriren. Er sucht im Adonis den Thersites und schleift für Simson die Delilahscheere. Er hat seine Herkuleskeule, aber er sticht lieber und prickelt und reizt und juckt, um — moralisch todt zu machen. Die Ironie ist seine schärfste Waffe.

Der Witz versieht ihn mit dem nöthigen Handwerkszeuge. Difficile est satyram non scribere.

Die Satyre ist oft eine scharfe, beißende, kaustische Lauge, die die in der Wolle gefärbten Eigenschaften und Tugenden nicht angreift, wohl aber, wie Brönner's Fleckwasser, manchen Schmutzfleck zu entfernen geeignet ist. Vielleicht denkt Göthe an die Satyre, wenn er sagt: „Der Humor zerstört zuletzt die Kunst." Irrthümlich hält Spielhagen die Satyre für die Uebergangsstufe zum Humor. „In der Satyre stehen noch die beiden Gegensätze, die Idee und die Realität, die in dem Humor ihre Versöhnung feiern, ganz unvermittelt neben einander." Lazarus bemerkt: „Der Satyriker macht sich lustig, wenn und weil er sich ärgert, der Humorist belustigt Andere, wo er sich härmt. Die Satyre grollt, indem sie lacht, der Humor weint; die Satyre vergießt Galle, wenn sie das Zwerchfell erschüttert, der Humor Thränen, man könnte fast sagen: die Satyre flucht, und der Humor betet."

Wie man die Satyre in ein unrichtiges Verhältniß zum Humor gestellt hat, so sind auch Witz und Humor häufig genug verwechselt worden. Aber der Humor steht auf einer viel höheren Stufe. Der Witz hat Geist, der Humor Geist und Herz. Der Witz ergreift das Naheliegende und Besondere, der Humor erfaßt das Allgemeine und dringt in die Weite. Der Witz sieht, der Humor schaut. Der Witz haßt, der Humor liebt. Der Humor freut sich, wenn er nützt, der Witz weidet und nährt sich an der Schadenfreude. Der Witz spottet, der Humor spöttelt. Der Witz packt den Thoren, der Humor die Thorheit. Der Humor zerlegt, der Witz zersetzt. Der Witz zieht das Erhabne herunter, der Humor erhebt sich zum Erhabnen. Der Witz ist frivol, der Humor ist es niemals.

Es liebt der Witz, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Der Humor lacht, der Witz verlacht. Der Witz kennt nur

Lachen, der Humor hat auch Thränen. Der Witz trennt, der Humor bindet. Der Witz entzweit, der Humor versöhnt. Der Witz ist Blitz, der Humor ist Regenbogen. „Zum Humor," sagt Stahr: „gehören Reife und Tiefe der Lebensanschauung. Witzig können auch Kinder sein, humoristisch nie. Das Kind spielt, der Jüngling dichtet, der Humor spielt, denkt und dichtet." Spielhagen sagt: „Wie das Kind, kennt auch der Jüngling den Humor nicht, so lange er noch an die Verwirklichung seiner Ideale glaubt und in diesem Glauben sicher hinaussteuert auf das hohe Meer des Wettens und Wagens. Aber auf der Stufe, wo sich in dem unausbleiblichen Kampfe mit den Stürmen, die nun hereinbrechen, aus dem Jüngling der Mann entwickelt, in der Zeit, wo die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks ihm eine schöne Hoffnung nach der andern zertrümmern und er noch nicht zu voller Erkenntniß gekommen ist, daß diese schön phantastische Spiegelung, die ihm die reale Welt verdeckte, versinken mußte, wollte er überhaupt jemals ein Mann werden, — auf dieser Stufe, in dieser Zeit treibt der Humor die üppigsten Blüthen, lächelt der Jüngling-Mann in seinen Schmerz hinein, witzelt er über seine Verzweiflung so lange, bis er mit sich und der Welt ins Reine gekommen, das heißt, bis zu wissenschaftlicher Erkenntniß vorgedrungen ist."

„Der Humor," sagt Jean Paul, ist der Geist, der das Ganze durchzieht und unsichtbar beseelt. Den Witz und den komischen Einfall erschöpft und entladet, wie den zickzackigen Blitz, der ernste Schlag, aber der Humor ist ein stillspielendes, unschuldiges Wetterleuchten, nicht über unserm Haupt, sondern am fernen Horizont, das schöne Tage verkündigt."

Stahr charakterisirt den Unterschied zwischen Witz und Humor mit folgenden Worten: „Der Witz, egoistisch und unbarmherzig, lacht auf fremde Kosten; er richtet und richtet hin. Er wurzelt nicht in einer allgemeinen Weltanschauung; er

ſpielt einen Streich, dem und jenem. Anders der Humor. Er wurzelt zwar auch in dem Contraſt und Widerſpruch des Erhabnen und Kleinen; aber er ſetzt das Erhabene nicht herab, er beweiſt nur, daß das Kleine und Geringe denſelben Boden hat, worin auch das Größte und Erhabenſte wurzelt."

Der Witz ſpielt mit Gedanken und Worten, der Humor ſpielt auch, aber beim Witz wirkt mehr das Spiel im Gedanken, beim Humor mehr der Gedanke im Gewande des Spiels. Der Witz bedarf der Form, der Humor packt und ſchlägt durch ſeine eigene eigenthümliche Welt- und Lebensanſchauung. Der Witz iſt nichts ohne Pointe, der Humor kann ihrer entrathen und potenzirt nur durch die Pointe ſeine ſelbſtſtändige magnetiſche Kraft. Daher bedient ſich der Humor nicht ſelten des Witzes als ſeines Dieners, als ſeines höchſten Miniſters. „Der Humor ſetzt den Witz voraus." (Viſcher.) Wie einem Inſtinkte folgend, legt er die goldnen Früchte ſeines humoriſtiſchen Denkens in die ſilbernen Schalen des Witzes, und gibt dem blitzenden Gedanken die blitzende Form des Wortſpiels, der Parodie, der Antitheſe. „Herz und Scherz iſt ein Reim, den der Menſch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen iſt ein Reim, den das Schickſal gedichtet hat, und es iſt ein reicher Reim, denn wie manche edlen Früchte durch einen Einſchnitt früher reifen und milde werden, ſo reift das menſchliche Herz und wird milder durch den Einſchnitt des Schmerzes." (Saphir.)

So zeichnet Bogumil Goltz die Mutterliebe, ohne große Zuthat des witzigen Apparats: „Wie erfinderiſch, wie humoriſtiſch iſt die Mutter eines kleinen Schreiengels in jedem Moment! Wie geduldig-erzürnt, wie vergnügt-ärgerlich, wie ehrlich-diplomatiſch, wie begütigend-bedrohlich, wie überhörend-ſcharfhörig, wie überſehend-ſcharfſichtig, wie tauſendgeſtaltig, wie hunderthändig, wie göttlich und unerſchöpflich an Witz und Liebe in ihrer Mutterſchaft!" — —.

Garve setzte sich, wenn der Paroxysmus seines Gesichtsschmerzes ihn packte, hinter den Ofen, um mit dem Schmerz Zwiesprache zu halten: Nun wollen wir einmal sehen, wer stärker ist, ich oder du! Und er, sein Geist, war stärker. Er siegte in dem eigenthümlichen Duell. Und ein anderer Philosoph setzte sich als Sterbender dem Spiegel gegenüber, um die immer neuen Zeichen wahrzunehmen, die der herannahende Tod auf die Gesichtslinien schrieb. Ist das nicht echte humoristische Anschauung, und bringt sie nicht in Jedem, der davon Kenntniß erhält, eine gewisse Rührung, eine humoristische Stimmung und Empfindung hervor? Hier wie dort wird das Große, Erhabene in die Sphäre der alltäglichen Betrachtung, der Gewohnheitslogik herabgezogen; dem Gewaltigen stellt sich das Kleine gegenüber; mit dem Furchtbaren treibt der Humor sein Spiel, indem hier der Geist, der nur noch auf Stunden dem irdischen Leben angehört, seine letzte Kraft dem Auge anvertraut, um im beschränkten, nach Stunden zählenden Sein das herannahende Nichtsein zu beobachten, während mit dem Schmerz-Goliath der kleine Willen-David in einen Kampf sich einläßt und ihn mit seiner Schleuder zu Falle bringt. —

Ueberall tritt der Contrast zwischen That und Idee, zwischen Wirklichkeit und Gedanken, zwischen Zweck und Mittel, zwischen Vernunft und Unvernunft auf eine frappante Weise in die Erscheinung. Das Ungereimte lehnt sich gegen die Gesetze des Vernünftigen auf, das Schwache, Ohnmächtige gegen ein Ueberwältigendes, der Scherz und Spott gegen den Ernst und das Heilige, die Lust und das heitere Lachen gegen Schmerz und Tod. Die Verbindung der Gegensätze, die Auflösung in eine Gedankeneinheit: das ist die Hauptthätigkeit der humoristischen Chemie. Reales und Ideales, Licht und Finsterniß, Tugend und Laster, Fürst und Bettler, Nordpol und Südpol, Himmel und Erde, Poesie und Prosa treten unter den Trau-

himmel des Humors, und er läßt wunderbare und wunderliche Ehen und Kinder daraus hervorgehen.

„Fassen wir den Kern — humoristische Weltanschauung und humoristische Darstellungsweise — zusammen, so ergiebt sich als das Wesen des Humors ein Contrast, und zwar nicht ein spezieller wie der komische, sondern ein universeller. Nicht das Gewohnte, Reale und Vernünftige gegen ein individuelles Ungereimtes bildet hier den Gegensatz, sondern alles vorhandene, mit dem Anspruch der Vernünftigkeit bestehende Reale, alles Daseiende und Wirkliche bildet den einen, großen durchgehenden Contrast gegen das von ihm unterschiedene ideale, in der höchsten Reinheit gedachte und nicht ausgeführte Vernünftige; kurz die Welt des Daseins und der Wirklichkeit im Contraste gegen die Welt der Ideen und des Gedankens." (Lazarus.)

Wie der Humor ein Analgam ist von Ideen des Geistes und Empfindungen des Herzens, wie sich ihm Welt und Zeit zur Verfügung stellen, mit ihrem sinnlichen, gedanklichen, räumlichen und zeitlichen Inhalt, wie er jetzt den Eimer der Freude heraufsteigen läßt und dann wieder den Eimer des Schmerzes und der Wehmuth, wie er Philosoph ist und Dichter und Mensch im edelsten Sinne des Worts, wie er scherzt und spielt und denkt und trauert und lacht und weint, ernstheiter, durchdringend, vielseitig und weitumfassend, so mannichfaltig und vielgestaltig wird er sich auch zur Darstellung bringen. Der humoristische Gedanke verlangt auch den entsprechenden humoristischen Ausdruck. Die vielfachen Verschlingungen und Verschmelzungen der verschiedensten Gedanken und Empfindungen sollen buntfarbig und in bunter Mischung nach außen treten. So wird er aus dem Reichthum seiner Seele Jedem etwas bringen, erfreuen und ergötzen, erfrischen und erquicken, erwärmen und erheben, erheitern und rühren. „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch er-

quicken: so sagt die Religion der Liebe und so sagt der Humor." (Spielhagen).

Der Humor spielt mit den Dingen, das Spiel ist ihm Bedürfniß. Er spielt mit dem Kleinen und Großen, mit dem Winzigen und Erhabenen. Mit dem Erhabenen spielt auch der Witz. Aber der Witz zieht ihm eine Hanswurstjacke an, der Humor gibt ihm ein Sonntagskleid. Der Humor hat seine Freude daran, dem, was er denkt und fühlt, eine humoristische Toilette als Mitgift zu geben. Er treibt ein doppeltes Spiel; erst spielt er innerlich, indem er die widersprechendsten Gedanken, die Ideen, die am wenigsten zu einander passen, zusammenstellt oder zusammenwürfelt, dann indem er die freilich wenig militärisch disziplinirte Gedankenarmee über die Lippen hinausmarschiren oder auf dem Felde des Papiers zur Parade antreten läßt. Spielen muß der Humor. Das liegt in seiner innersten Natur. Schiller sagt: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt."

Der Humor spricht nicht, wie die Zungen anderer Menschen sprechen. Er hat seine eigne Sprache, seine eigne Logik, seine eigne Grammatik, seinen eignen Styl. Der Styl, das Colorit, die Composition sind der Art, daß wir keine bessere Bezeichnung als „humoristisch" dafür haben. Aus aller Herren Ländern werden die Bausteine für den humoristischen Bau zusammengetragen, der nicht einen Styl hat, sondern die mannichfaltigsten Style in sich vereinigt und zur Anschauung bringt. Wir haben es mit keiner regelmäßigen Schönheit zu thun. Die Willkühr wird Gesetz. Der Humor läßt sich nicht in logische Schnürstiefel einzwängen. Er schiebt die Formen der Convenienz, die Normen des Hergebrachten bei Seite. Er geht nicht in der Heerstraße des Gewöhnlichen und des Gewohnten. Er läßt die Zügel schießen und schießt über das Ziel hinaus oder setzt sich über die Welt hinweg. Er braucht

Peitsche und Sporn, er reitet Schritt oder Galopp, je nachdem. Er schießt Purzelbäume der Laune und spielt mit Riesen wie mit Puppen. Er spricht verblümt, verbrämt, unter der Blume und hinter der Maske. Seine Schrift ist häufig Runenschrift. Zwischen den Zeilen steht oft mehr als auf den Zeilen. Er kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Er steigt und fleugt und kreucht, er macht Sprünge und oft wahre Narrensprünge. Er spricht in eigenthümlichen Bildern, er schafft sich seine ureignen Phrasen und Typen, die die stereotypen Ausdrucksformen zurückweisen. Er verachtet das Alltagsgeleise und geht seinen eignen Weg. Da ist nichts weit hergeholt, je weiter, desto näher liegt es dem Humor. Was Jeder finden kann, dem fehlt die humoristische Wirkung. Auch in der Darstellung spielt er mit dem Contrast. Er giebt dem Cothurngedanken einen Soccus-Sockel, er stellt eine Alltagsempfindung auf die antiken Vers-Füße eines himmelanstürmenden Dithyrambus. Er kredenzt den Champagner in Wassergläsern und läßt die Weisheit des Bias mit Schlafrock und Pantoffeln einhergehen.

Ein Hercules tritt Bias
In den Stall des modernen Augias.

Die Parturiunt-Montes legt er auf das Ridiculus-mus-Kreißbett, und die gelehrte Arroganz oder arrogante Gelehrsamkeit versieht er mit den Zügen des Darwinischen Affen. Du sublime au ridicule, il n'y-a qu'un pas!

Je mehr Gegensätze sich im engen Raume vereinigen, desto größer ist die humoristische Wirkung. Der Contrast der nebeneinander gestellten Gedanken, der Contrast des in der Wirklichkeit Daseienden zum Daseienden in der Idee, des Realen zum Idealen, des Gedankeninhalts zur Darstellungsform, der Contrast des sprechenden Subjekts mit dem gesprochenen Inhalt, der Contrast des Sprechenden zu dem Hörenden, — alle diese Contraste fallen bei der zu erzeugenden Wirkung

ins Gewicht. Der Humor will auch die Außenwelt Theil nehmen lassen an seiner Weltanschauung, an den Wirkungen, die Welt und Dinge, Verhältnisse und Zustände in dem humoristischen Geiste hervorbringen. Sieht der Dichter Welt und Natur mit poetischem, der Maler mit Künstlerblick, so fallen dem Humoristen Gestalten der Sinnen- und Geisteswelt auf seine humoristische Netzhaut und werden im Gehirn zu humoristischen Bildern. Ja, er weiß den Dingen eine humoristische Seite abzugewinnen. Er legt dem Weinliebhaber den Wunsch in den Mund:

Ach, wenn das große Weltenmeer
Doch voll von echtem Champagner wär!

und läßt aus der Seele des Juden das dithyrambische Urtheil über die Sonne steigen:

Nie abgenutzt an Glanz und Schein: —
's muß eppes Rar's von Vergoldung sein.

Und wie der Humor in individuellen Gedanken schwelgt, wie er das Große im Kleinen und das Kleine im Großen sieht, wie er das Erhabene im Relief gibt, wie er, ein humoristischer Münchhausen, Caricaturen an Größe und Kleinheit zeichnet, die Maus gleichberechtigt neben das Mammuth stellt und die Mücke mit einem Elephantenkopf ausstattet, wie er in einem Athem humoristisch denkt und fühlt, wie er lacht und weint, wie er Freude und Schmerz als Siamesen in einen Topf wirft und für jede Herzkammer eine besondere Empfindung hat, so hat er auch die Neigung und das Bedürfniß, Andere ins humoristische Geleise einlenken, sie der humoristischen Anschauung nachdenken und nachempfinden zu lassen. Der Humor ist so mittheilsam, wie keine andere geistige Fähigkeit. Geben und empfangen, — diese Doppelspiegelung macht erst den Humor vollständig. Die activ gegebenen Contraste finden in dem passiv aufnehmenden Geiste ihr Echo, und wenn die

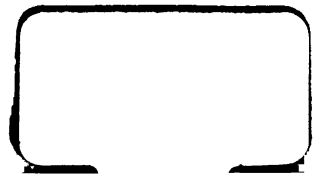
wie Wolken zusammenstoßenden Ideen im Kopfe des Humors leuchtend aufblitzen, so finden sie in dem im Empfänger nachklingenden Donner die nothwendige, abschließende Ergänzung. Das Empfangen ist die Quittung für den richtigen Humor. Bringt er mit seinen graziösen geistigen Bocksprüngen einen plötzlichen Wechsel der Stimmungen hervor, die plötzlichen Uebergänge von Heiterkeit in Wehmuth, von Ernst und Erhebung in Scherz und Komik, von dem Blumengarten der Poesie in das Gestrüppe und den Wüstensand der Prosa, dann ist die Probe gemacht für das humoristische Exempel. Auch das Auge des Anderen ergötzt sich an dem Schauspiel, wie an der hohen Barriere der Clown zum Sprunge ansetzt, und der erhabne Goliath zu dem zwerghaften David selbstbewußt und selbstgefällig niederschaut. Wenn aber, gegen alle Berechnung, das Kleine des Großen Herr wird, wenn David den Goliath zu Boden schleudert, so wird die über beide Personen getäuschte Erwartung einerseits zur Bewunderung, anderseits zum Lachen der Schadenfreude führen und beide Empfindungen zu einer humoristisch-einheitlichen Befriedigung verschmelzen.

Der Shakspeare'sche Narr, der, wie der griechische Chor, das Fatum, die Vernunft verkörpert und darstellt, macht die geistreichsten Bemerkungen, spricht wundervolle Sentenzen und eben so tiefe wie bittere Wahrheiten aus, aber ihre humoristische Wirkung beruht vor Allem in der Narrheit, die sich zum Organ der Weisheit macht, und die Maske, durch die sich das Scharfe, Schneidige, Strafbare die volle Indemnität sichert. Wirkt die erhabne Wahrheit erhebend, so erzeugt ihr Gefäß, die Narrheit, eine komische Wirkung, und beide vereinigt die humoristische. Aehnlich wirken nicht selten auch Kinder, die mit dem Narren das Privilegium theilen, die Wahrheit zu reden. Nur hat man's bei Kindern mehr mit naiven Aeußerungen zu thun, mit einem Herausplatzen der lieben Natur, im Gegensatz zur geschmückten, aufgeputzten

Kultur, mit jener sancta simplicitas, die wohl komisch, aber nicht humoristisch wirkt. Der Narr aber, der kein Blatt vor den Mund und die Maske vor's Gesicht nimmt, oder eigentlich selbst Maske ist, schlägt durch Wahrheit und Narrheit und die plumpe Dummheit, hinter der sich die tiefe Weisheit versteckt. Hinter seinen Versfüßen verbirgt sich der Pferdefuß, die Schellenkappe zieht sich über die Phrygische Mütze und den Geßlerhut und ergötzt durch ihr Geklingel, mit dem sie die großartigsten und verpöntesten Gedanken an die große Glocke hängt. „Daß grade," sagt Lazarus, „die offene Wahrheit sich als Hanswurst verkleiden, daß sie das buntscheckige Gewand des Witzes tragen und selbst hinter der Thorheit sich verstecken muß, — das eben ist der Humor."

Falstaff, Hamlet, Nathan und Mephisto theilen sich in die Wirkung des Humors. Komisch und sentimental, geistvoll und boshaft, schelmisch und bitter, erregen sie bald Lachen, bald Rührung, bald Erhebung, bald Schadenfreude, und in einer so raschen Aufeinanderfolge, daß die Uebergänge kaum vermittelt erscheinen. Kaum blitzt die eine Wirkung auf, so ist sie schon verpufft und von einer andern abgelöst. Diese Taschenspielerei, dieses Volteschlagen des Geistes läßt sich der Hörer nicht nur gefallen, er hat seine eigenthümliche Freude daran, die er als humoristischen Kitzel empfindet. Er hat nicht Zeit, einen begonnenen Gedanken zu Ende zu denken, er wird von einer Empfindung in die andere, häufig die entgegengesetzte, hinübergeworfen, Spannung und Erschlaffung, Erwartung und Täuschung kämpfen fortwährend um seine Seele, bis die volle Ladung der buntesten Erregungen zu einer starken Zwerchfellerschütterung und einer Lach-Explosion führt. Damit ist die Krisis vollbracht, der Widerstreit der Empfindungen in einen Wohlklang aufgelöst. Der Humorempfänger ist dem gebenden Humor so dankbar für die wohlthätige humoristische

Stimmung, in die er gebracht ist. Er fühlt sich dem Zwang, der Kette des strengen Denkens enthoben, befreit von der Frohnarbeit des Verstandes und den Spanndiensten der erregenden Phantasie, es ist ihm so wohl in der Freiheit und Ungebundenheit, dem Ineinander und Durcheinander, bei dem Hangen und Bangen, dem Prickeln und Stechen, dem Jagen und Fangen und Blindekuhspielen der Kinder des Geistes, daß seine Lust im Lachen zum unwillkührlichen Ausdruck kommt. Das ist die unverfälschte Sprache der Lust. Diese Lust ist aber mehr und höher als jene durch die niedere Komik erregte, die keinen andern Zweck kennt, als die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Das Komische, der Witz, wirkt im Augenblick und für den Augenblick. Es sind gefärbte Seifenblasen, die ergötzen und zerspringen. „Kennt man die Spitze, so ist sie schon abgestumpft," sagt Jean Paul. Der Humor läßt die bewegte Saite länger nachklingen, als Gefühl des Wohlbehagens, der Erhebung, der Befreiung. Das ist das Dulce desipere in loco, das der schaffende Humor in das Herz des Anderen flößt. Zu den Wirkungen des humoristischen Objekts und der vielen Elemente die in ihm thätig sind, gesellt sich aber noch eine Empfindung, die zu dem producirenden Subjekt zurückführt. Man staunt bei der wunderlichen Schöpfung über den Schöpfer, man zahlt den Zoll der Freude und der Bewunderung dem humoristischen concreten Geiste und dem großen Menschengeiste, der in ihm thätig, der die fremdartigsten und feindlichsten Elemente einheitlich zu verbinden, die buntesten, rohesten Gedankenfäden zu einem so feinen Gewebe zu verarbeiten weiß. Man bewundert die Grazie, mit der der Humor auch die sprödesten, derbsten und zweideutigsten Dinge behandelt, und die den Geistesblüthen ein feineres Aroma verleiht. Die Grazien haben an der Wiege des Humors gestanden. Die Grazie adelt das Landläufige, Hausbackene, die Grazie gibt dem Witz den humoristischen Firniß, sie stumpft die Nadel-

spitzen der Ironie und zieht über die kratzende Satyre den weichen Glacéhandschuh. Die Grazie und der Geschmack, den Jean Paul das ästhetische Gewissen nennt, sie geben dem Humor erst seine Weihe und Heiligung und vereinigen sich so innig mit dem gedanklichen Inhalt, um eine humoristische Gesammtwirkung hervorzubringen.

3 2044 019 843 903